HEGAU

Zeitschrift für Geschichte, Volkskunde und Naturgeschichte des Gebietes zwischen Rhein, Donau und Bodensee

26. Jahrgang | Heft 38 | 1981

Sprüche aus dem alten Meßkirch

Gesammelt und erläutert von Bernhard Welte, Freiburg i. Br.

I. Einleitung. Die Quelle dieser Sammlung von Sprüchen; ihr geschichtlicher Ort und ihre sprachliche und kulturtheoretische Eigenart 7
II. Die Sammlung
1. Was Menschen sind (1-8) 10
2. Wie Menschen leben sollen (9-34) 11
3. Was man über andere sagt (35-70) 14
4. Wie man sich über andere aufregt (71-77) 18
5. Namen für merkwürdige Menschen (78-79) 19
6. Von den Mädchen und ihren Burschen (80-102) 19
7. Von der Eitelkeit (103-107) 22
8. Mann und Weib, Mutter und Kind, und die Ledigen (108-122) 23
9. Von den Gästen beim Essen (123-132) 25
10. Wenn man krank ist (133-136) 26
11. Von den armen Leuten (137-154) 27
12. Vom Haben und Besitzen (155-158) 29
13. Vom Arbeiten (159-167) 29
14. Glück muß man haben (168-169) 30
15. Vom Mißgeschick (170-184) 30
16. Von den Tages- und Jahreszeiten (185-207) 32
17. Von den Tieren (208-211) 35
18. Schicksal und Glaube (212-221) 35
19. Archaisches (222-230) 37
III. Schlußbemerkung 38

I. Einleitung.
Die Quelle dieser Sammlung von Sprüchen, ihr geschichtlicher Ort und ihre sprachliche und kulturtheoretische Eigenart

1.

Die im folgenden mitgeteilten 230 sprachlichen Wendungen samt den dazugehörigen Formen der Überlieferung gehen alle auf eine einzige Meßkircherin zurück, eine ungewöhnliche Frau, die im Jahr 1962 in ihrem 90. Lebensjahr verstorben ist. Aus dieser Frau quoll unaufhörlich so lange sie lebte ein Reichtum origineller sprachlicher Wendungen. Viele davon hat sie auf ihre Mutter oder auf ihre Base zurückgeführt. Diese Quellen liegen damit ungefähr in der Mitte des 19. Jahrhunderts.

Diese Frau hat selber nur wenig gelesen. Aber sie war voll von einem sprachlichen Reichtum, von Sprüchen und Versen und sonderbaren Geschichten, voll von einer Art Literatur, die nur in der mündlichen Überlieferung bestand, in dem lebendigen Miteinanderreden der Menschen in der Familie, im Städtchen, in der »Hohstube« und bei vielen Gelegenheiten.

Ich gebe diese Redewendungen im folgenden wieder so, wie ich sie aus dem Munde dieser Frau vernommen habe. Manche von ihnen sind weitverbreitet und könnten aus dieser weiteren Verbreitung auch ergänzt werden. Viele andere Sprüche sind einzigartig. Und es wird auch Zwischenstufen geben. Ich wollte jedenfalls meiner Quelle treu bleiben in ihrem Reichtum und in ihren Grenzen und das ganze hier so ausbreiten, wie ich es vernommen habe.

Diese sprachlichen Wendungen kamen kaum aus so etwas wie einem modernen subjektiven Bewußtsein. Hier sprach vielmehr etwas, was man die Sprache selbst nennen darf, das lebendige Traditionsgefüge sprachlicher Art, das sich immer neu formte in jeder Generation und in jedem Mund, und das doch gerade darin seinen eigenen und alten und altertümlichen Charakter bewahrte.

2.

Diese eigentümliche Sprache spricht von einer ganzen Welt, die in vielen Zügen nicht mehr unsere Welt ist.

Wir spüren z. B. aus den Sprüchen ein soziales Gefüge, das gekennzeichnet ist durch einen starken Unterschied zwischen den Reichen und den Armen, zwischen den Bauern und den »Herren«, zwischen den Herren und den Knechten. Und der Pfarrer, der gelegentlich auftaucht, ist natürlich in einem ganz besonderen Sinn ein »Herr«. In diesem gesellschaftlichen Gefüge wird meistens aus der Perspektive der Armen oder höchstens der Bauern, aber kaum aus der Perspektive der Herren gesprochen. In dieser sozialen Schicht ist der Reichtum der Sprache am meisten entfaltet. Die Frau, die für uns die Quelle dieses Reichtums ist, gehörte einer kleinbäuerlichen Familie mit einem angeschlossenen Handwerksbetrieb an. Solche Familien waren sehr typisch für die Welt, die hier zur Sprache kommt.

Mit diesem Ort im sozialen Gefüge hängt es auch zusammen, daß hier viel von der Mühsal der Arbeit gesprochen wird und von den Nöten des Lebens, und daß auch viele Sprüche von Bettlern handeln. Es muß deren viele gegeben haben.

Damit hängt andererseits auch zusammen, daß der Erwerb von Besitz, namentlich von Grundbesitz eine sehr wichtige Rolle spielt. Gewinnen und etwas besitzen ist das eigentlich begehrte Gut in dieser ein wenig angehobenen Unterschicht. Am auffälligsten zeigt sich dies in nicht wenigen Sprüchen die das Thema der Hochzeit betreffen. Denn in vielen dieser Sprüche heiratet man nicht »jemanden«, man heiratet vielmehr »irgendwohin«, nämlich auf einen Grundbesitz, auf einen Hof z. B. (Vgl. Nr. 91-99). Es geht dabei darum etwas zu haben. Diese Art von schwäbischer Nüchternheit spielt in vielen Sprüchen eine Rolle.

Die Hauptrolle spielt aber doch der Umgang der Menschen untereinander, das, was man über die anderen sagt und bei manchen Gelegenheiten auch zu ihnen sagt. Und namentlich die Weise, wie Mann und Frau miteinander umgehen, Eltern und Kinder, Herren und Knechte und wie man Gäste bewirtet und vieles dieser Art. Es erscheint ein reich differenziertes gesellschaftliches Leben bei ökonomisch beschränkten Verhältnissen.

In diesem Leben kommt die ganze bäuerliche Welt zur Sprache, der Umgang mit den Tieren, den Haustieren sowohl wie den Wildtieren, den Füchsen und den Hasen im Feld, den Katzen und den Mäusen im Haus, und das Achten auf die Witterungen des Himmels mit denen er die Erde bisweilen segnet und bisweilen bedroht.

So spielen Himmel und Erde, Tiere und Menschen, hoch und nieder, alles in dieser Sprache ineinander hinein.

Die hier erscheinende Sprache bringt diese ganze reich differenzierte Welt und das Leben in ihr mit einem außerordentlichen Maß von bildhafter Plastizität und von symbolischer

Präzision zum Ausdruck. Eine Sprache, die uns oft in Erstaunen setzen wird. Diese bildhafte Sprache nährt sich aus scharfen Beobachtungen, und sie ist voll von Skepsis und Spott, voll von treffsicheren Übertreibungen, voll auch von Witz und Scharm, von Derbheit und Zartheit. Wir treffen immer wieder neue verblüffende Wendungen. Es gibt in dieser Sprache auch keine Tabus. Sie nennt alles beim Namen, oft derb und ungeniert. Die Sprache ist auch voll von Lust an Fabulieren, an Reimen, an Erfinden von merkwürdigen Geschichten, sie ist reich und bunt, sie schwelgt bisweilen in Bildern, daß wir immer wieder staunen und lachen müssen. Es handelt sich im wesentlichen, jedoch mit Ausnahmen um eine schwäbische Mundart, so wie in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts in Meßkirch gesprochen wurde.

Es darf dabei auffallen, daß die Sprache in diesen Redensarten nicht schematisch fixiert ist. Dies ist ja auch unsere moderne Sprache nicht ganz, aber doch in einem viel höheren Maße als hier. Wir beobachten hier, daß man Worte verändern, verkürzen, verlängern oder sonst abwandeln kann, z. B. um des Reimes willen oder um einer besonderen Bedeutungsnuance willen, auf die es gerade ankommt. Die Sprache ist sehr plastisch und bildsam, ohne deswegen unklar zu sein.

Freilich wird sie dadurch in vielen Zügen für uns moderne Menschen schwer verständlich sein. Ich gebe deswegen da, wo es mir nötig erscheint, Erläuterungen und ich gebe in der Anmerkung hochdeutsche Übersetzungen.

3.

Untersucht man die sprachliche Welt etwas genauer, die hier erscheint, dann entdeckt man hinter all diesen Reichtümern etwas sehr Erstaunliches. Man entdeckt nämlich in dieser Welt drei geschichtlich-kulturelle Ebenen, die immer wieder anders ineinander spielten.

Die tiefste und die verborgenste dieser Ebenen hat den Charakter des Archaischen. Dazu gehören insbesondere Aussagen über das Vorauswissen des Künftigen, z. B. in dem Spruch vom »Detterle«, (Vgl. Nr. 222) über die guten und mehr noch über die schlimmen Vorzeichen, über Handlungen des Analogiezaubers und der Magie. Man sollte diese Dinge nicht vorschnell abwerten. Und man sollte sie auch nicht bloß an ihren möglichen Degenerationen messen. Sie können einen tiefen Sinn haben und sie gehören einer uralten kulturellen Welt an, die im wesentlichen sogar viel älter ist als unser Christentum in unserem Land. Arnold Gehlen hat sie in seinem Buch »Urmensch und Spätkultur« beschrieben (Frankfurt/Main [3]1975). Und früher schon hat L. Lévy-Bruhl diese Welt als »Mentalité primitive« gekennzeichnet (vgl. sein Buch dieses Titels, Presse Universitère de France, [1]1922. Vgl. dazu auch meine Studie »Die Würde des Menschen und die Religion«, Frankfurt/Main 1977; und zum Problem der Magie die Studiensammlung, die L. Petzoldt herausgegeben hat: Religion und Magie, Darmstadt 1978). Für diese Schicht ist besonders kennzeichnend das Beispiel der Lostage. Es läßt sich nämlich zeigen, daß hier etwas im Volk weiterlebt, was schon in den ältesten Schriftkulturzeugnissen unseres Kulturkreises, nämlich in der sumerisch-akkadischen Kultur ganz analog beschrieben ist. (Vgl. Mircea Eliade, Geschichte der religiösen Ideen, Bd 1, Deutsche Ausgabe Freiburg-Basel-Wien 1978, S. 65/66).

Diese vorchristlich-archaische Schicht unserer Texte scheint im allgemeinen ruhig mit dem christlichen Bewußtsein zusammengelebt zu haben. Aber nicht weniges davon wurde z. B. vor dem Pfarrer geheim gehalten und gerade darin zeigt sich das Bewußtsein einer kulturellen Differenz, einer Andersartigkeit der im Volke lebenden Kultur und Sprache gegenüber jener Kultur und Sprache, in der der Pfarrer lebt und spricht. In einzelnen Fällen kommt aber diese Schicht auch direkt in Konflikt mit dem christlichen Bewußtsein und wird dann genannt, aber abgewehrt. Dafür ist besonders kennzeichnend der Spruch vom Kägisch, d. h. von dem Häler und seinem Schrei als einem Unglückspropheten. (Vgl. Nr. 219). Gelegentlich wird diese alte Kulturgut auch christlich überformt, wie in manchen Gestalten des Wettersegens.

Auf ein ähnliches Verhältnis zur Urkultur in diesem Sinne ist für den Bereich von Rhätien

in der Ostschweiz seinerzeit C. Caminada aufmerksam geworden. (C. Caminada, Die verzauberten Täler, Olten-Freiburg i. Br. 1961).

Wir haben es also hier mit zeitlich und räumlich sehr weit ausgedehnten Kulturzusammenhängen zu tun. Darum verdienen diese Zeugnisse all unsere Achtung, auch wenn ihre Zahl verhältnismäßig gering ist.

Die zweite und sehr viel verbreiteter sich bezeugende kulturelle Schicht ist die des bäuerlich-kleinstädtischen christlichen Lebens in seinem Zustand etwa um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Davon wurde schon gesprochen. Diese kulturelle Schicht liegt naturgemäß im Vordergrund der meisten der hier mitgeteilten Redensarten.
Aber es meldet sich in einzelnen Sprüchen auch schon eine dritte Schicht an. Es ist die moderne säkularisierte Welt.

Diese Schicht wird vielleicht am deutlichsten sichtbar in dem Spruch, man brauche zum Kaffee nicht zu beten, denn den müsse man ja kaufen (Vgl. Nr. 220). In einem bäuerlich-handwerklichen Kleinbetrieb in der Mitte des 19. Jahrhunderts mußte man so gut wie nichts kaufen, weil sowohl die Nahrung wie die Kleidung und das, aus dem sie gewonnen wurde, auf dem eigenen Boden gewachsen ist und mit den eigenen, oder doch mit den im Hause arbeitenden Händen bearbeitet wurde. So waren dies alles Gaben Gottes. Aber der Kaffee, der kam vom Krämer, und wer weiß wo der ihn her hat. Dies wurde also nicht als eine Gabe Gottes empfunden. Und so brauchte man dazu nicht zu beten. Gerade in dieser Wendung berührt die bäuerlich-handwerkliche religiöse Welt die moderne, von Industrie und Handel bestimmte Welt wie etwas durchaus Neues und Anderes.

Vielleicht sind Vorboten davon auch die skeptischen Züge in unseren Sprüchen in bezug auf Religion und Glauben, die auch sehr merkwürdig sind in unserer Sammlung.

Die hier berührte dritte Welt hat sich seither mächtig ausgebreitet. Sie hat sehr viel mehr Wohlstand gebracht, sie den Abstand der sozialen Klassen erheblich geringer gemacht, aber sie hat mit ihrer Sprachüberflutung durch die Massenmedien auch die Sprache weitgehend nivelliert und sehr viel eintöniger gemacht, und sie hat an vielen Stellen ihr schöpferisches Potential ausgetrocknet und ist so zwar reicher, aber gleichzeitig langweiliger geworden.

Gerade darum darf unsere Sammlung als ein Dokument eines sprachlichen Lebens betrachtet werden, das seine eigene Größe und Würde und Schönheit hat und das in dieser Art nicht wieder zu gewinnen ist. Gerade darum ist es für uns kostbar.

Ich gebe nun im folgenden die Sprüche meiner Quelle wieder. Ich habe versucht, sie einigermaßen nach Sachbereichen zu ordnen. Natürlich wurden sie nicht in dieser Ordnung vorgetragen, sondern eben so, wie es gerade die Gelegenheit ergab.

Auch ist die Transliteration, d. h. die Umschreibung der umgangssprachlichen Laute nicht ganz einheitlich. Dies entspricht der Variabilität dieser Laute. Die für unsere Sprache charakteristischen Nasallaute, sowohl die der langen Vokale wie insbesondere die der Doppelvokale werden mit einem Strich über diesen Vokalen wiedergegeben.

II. Die Sammlung

1. Was Menschen im allgemeinen sind

Eine kuriose Aussage über die Menschen ist die folgende:
1 »Sei froh, daß de en Mensch bischt und koin Hund,
Sonst mießtescht d Kelber in Hindere beiße«.
Menschen sind sehr verschiedenartig, darum wird gesagt:
2 »S geit allerhand fir Leit,
As koine runde,
sunscht tät me mit kegle!«
(Es gibt allerhand für Leute, nur keine runden, sonst würde man damit kegeln).

Innerhalb dieser Variationsbreite hat aber jeder Mensch seine eigene Natur, die entscheidend ist für das, was aus ihm herauskommt. Darum kann gesagt werden

3 »Wenns it am Holz leit, geits koi Pfeife«.
(Wenn es nicht am Holz liegt, gibt es keine Pfeife).
Der Spruch bezieht sich auf das Schnitzen von Pfeifen, zu denen man ein besonderes Holz, namentlich Holunderholz benützte. Oder es kann gesagt werden:

4 »Des isch scho antue
Wie de Sau s nuele!«
Wie es zur Natur der Sau gehört zu nuhlen, so ist, wie der Spruch sagt, den Menschen ihre Natur »angetan«, d. h. er hat sie nicht selber gemacht, sie ist ihm zugefügt. So hörte ich bisweilen von meiner Gewährsfrau:

5 »Me mueß s Leiteglick hau,
hot allemol d Muetter gsait«.
Sie wollte offenbar sagen: Man müsse die Gabe haben, die Leute von selber für sich zu gewinnen. Dies ist ein sehr grundsätzlicher Gedanke. Aus der Natur fließen aber gewisse, häufig zu beobachtende Folgen. Dazu gehört der Spruch:

6 »Kleine Häfe iberlaufed glei«.
(Kleine Häfen überlaufen gleich.)
Der Spruch soll sagen, klein gewachsene Menschen werden schnell zornig, so wie das Wasser oder die Suppe oder die Milch in einem kleinen Hafen schnell überkocht.

Andere Dinge aber kommen dem Menschen nicht aus seiner Natur zu, wohl aber aus seiner Erziehung. Darum sagt ein Spruch (Nr. 3):

7 »D Saumäge kummed it uf d Welt,
Me ziehts«.
(Die Saumägen kommen nicht auf die Welt, man zieht sie.)
Als Saumagen wird hier der Magen eines Vielfraßes bezeichnet. Der kommt nach unserem Spruch nicht aus der Natur, vielmehr aus der Erziehung.

Und manches wird den Menschen auch nur nachgesagt aufgrund ihrer Natur oder ihres Aussehens, auch wenn es vielleicht gar nicht stimmt. So der folgende Spruch:

8 »Spitzige Nas und spitziges Kinn,
Hängget de Kipf nu hin«.
(Spitzige Nase und spitziges Kinn, hängt den Kipf nur hin.)
Der Spruch sagt: Wenn einer eine spitzige Nase und ein spitziges Kinn hat, dann wird er schon als schuldig und als Schelm betrachtet, den man wie einen zum Tod verurteilten ruhig aufhängen kann, ehe man weiter nachfragt.

2. Wie Menschen leben sollen:

Wenn es aber so merkwürdig mit den Menschen steht, so gibt unsere sprachliche Quelle auch eine ganze Reihe von Lebensregeln für den Umgang mit Menschen an. Etwa:

9 »Wia dau so hau!«
(Wie getan, so gehabt.)
Es ist der Spruch der Gerechtigkeit. Wie man es getan hat, so muß man es haben und die Folgen tragen.

Ein ganz anderer und ausgesprochen fromm-christlicher Spruch ist ausnahmsweise in der Hochsprache überliefert. Er lautet

10 »Almosengeben armet nicht
Und Kirchengehen säumet nicht«.
Wer Almosen gibt wird dadurch nicht ärmer, wer in die Kirche geht versäumt dadurch nichts.

Ein paar Aussprüche beziehen sich auf den Pfarrer und das Pfarrhaus. Denn der Pfarrer hat eine ganz besondere Stellung und sein Haus ebenso. So heißt es z. B.:

11 »Do isch es so sauber wie imme Pfarrheisle,
sait me«.
Das Pfarrhäusle ist das Modell der Sauberkeit, auch für andere Häuser.
Oder es heißt im selben Zusammenhang:

12 »Mir sind Leit
Wie Pfarrers-Leit,
Nu it so heilig«.
Dieser Spruch macht einen bemerkenswerten Unterschied zwischen der besonderen und heiligen Stellung des Pfarrers und den gewöhnlichen Leuten. Dies wohl mit einem leisen ironischen Unterton.

Oder der Spruch der zum Frieden mahnt, auch wenn dieser unbefriedigend sein sollte:

13 »En bleierne Friede ischt besser
Als en goldene Streit«.
Dies könnte beinahe eine politische Regel sein.

Oder der Spruch der auch in der Hochsprache überliefert ist:

14 »In der Jugend die Tugend,
im Alter die Jugend«.
Der Spruch will sagen, daß man nach einer tugendhaften Jugend auch im Alter noch frisch sein kann.

Oder ein anderer Spruch der ausgleichenden Gerechtigkeit:

15 »Geischt Du mir e Wurscht
No lesch i Dir de Durst«.
(Gibst du mir eine Wurst, dann lösche ich Dir den Durst.)

Viel weiter als Gerechtigkeit geht der folgende Spruch:

16 »Me mueß oft ein Bergle in ein Tälele werfen.
(Man muß oft ein Berglein in ein Tälchen werfen.)
Der Spruch will offenbar sagen, daß man oft etwas Großes einsetzen muß, etwas wie einen Berg, um etwas, was durch Verschulden der Menschen tief geworden ist wie ein Tal, wieder in Ordnung zu bringen.

Andere Sprüche beschäftigen sich mit dem, was man Dienst am Nächsten nennen kann. So etwa:

17 »Du tuescht de andere d Säck flicke,
und die oigene fräesset d Meis«.
(Du flickst die Säcke der anderen, und die eigenen fressen die Mäuse.)
Dies ist wohl kritisch gemeint. Man solle in der Selbstlosigkeit nicht soweit gehen, daß die eigenen Säcke durch die Mäuse kaputt gehen.

In einem ähnlichen Zusammenhang sagt der folgende Spruch:

18 »Sie näamets an Ihre Biire,
Wenn ander Leites doiget«.
(Sie nehmen es an ihren Birnen, wenn die der anderen Leute teigig werden.)
Das heißt, wenn man bei den anderen den Schaden sieht, dann denkt man auch an den möglichen Schaden im eigenen Haus.

Ein warnender Spruch ist der folgende, er ist ebenfalls in der Hochsprache überliefert:

19 »Was dich nicht brennt,
das blase nicht«.
Das soll sagen, kümmere dich nicht um Sachen, die dich nichts angehen.

Ermutigend hingegen ist der folgende Spruch:

20 »Wer alle Bäm firchtet, kummt durch koin Wald«.
(Wer alle Bäume fürchtet, kommt durch keinen Wald.)
Mit lauter Furchtsamkeit kommt man nicht durch die Welt.

Aber mit übermäßiger Sorge geht es auch nicht. Das sagt dieser Spruch:

21 »Wer de Sack will an finf Zipfel hebe,
der loht en sicher keie«.
(Wer den Sack an fünf Zipfeln heben will, der läßt ihn sicher fallen.)
Natürlich hat der Sack nur vier Zipfel. Wer zuviel sichern will, der verliert alles.

Wohl eine Mahnung, die Standesunterschiede nicht allzu ernst zu nehmen, ist der folgende Spruch:

22 »Besser beirisch gfahre als herrisch gloffe!«
(Besser bäuerisch gefahren als herrisch gelaufen.)
Der Bauer ist im Fahren immer noch besser daran als der Herr, wenn er laufen muß. Der Unterschied ist so wichtig nun auch wieder nicht.

Aber umgekehrt eine Mahnung an den Bauern:

23 »Wenn der Bauer aufs Roß kummt,
Reit er irger als der Herr«.
(Wenn der Bauer aufs Roß kommt, reitet er ärger als der Herr.)
Auch der Bauer ist nicht geschützt von dem menschenverachtenden Hochmut.

Oder im Urteil über andere im Bereich des Handels:

24 »Me mues im Krämer it i d Waar scheiße
bevor er auspackt hot«.
(Man muß dem Krämer nicht in die Ware scheißen bevor er ausgepackt hat.)
Man soll die Sache eines anderen nicht schlecht machen, bevor man sie ernstlich angeschaut hat. Ein Fehler, der offenbar oft vorkommt.

Oder ein paar Sprüche über das so notwendige Sparen:

25 »Me mueß beim Bendel vum Sack āfange z spare,
it erscht beim Zipfel«.
(Man muß beim Bendel des Sackes anfangen zu sparen nicht erst beim Zipfel.)
Das heißt man muß oben im Sack, also gleich beim Beginn der Arbeit mit dem Sparen beginnen, nicht erst am Ende.

Oder mit einem anderen Bild ähnlich:

26 »Me mueß am Morge scho de Feierobed sueche«.
(Man muß am Morgen schon den Feierabend suchen.)
Die Ruhe der erfüllten Arbeit muß schon am Morgen, d. h. am Beginn in den Blick gefaßt werden.

Oder eine Mahnung, doch offen miteinander zu reden:

27 »Eme schweigige Maul ischt it z hälfe«.
(Einem schweigenden Mund ist nicht zu helfen.)
Man muß seine Anliegen offen sagen wenn einem geholfen werden soll.

Oder eine praktische Mahnung zur Geduld:

28 »S gond vil geduldige Schof in oin Schtall,
und die ugeduldige wirft me obe druf«.
(Es gehen viel geduldige Schafe in einen Stall, und die ungeduldigen wirft man oben drauf.)

Der nächste Spruch ist eine Warnung vor übler Nachrede:

29 »Im Summer mueß me d Wädder firchde
Und im Winter d Hohstube«.
(Im Sommer muß man die Gewitter fürchten und im Winter die Hohstube.)
Die Hohstube ist die Stube, in der man im Winter zusammensitzt, die Frauen spinnen dabei oder machen andere Handarbeiten und es wird viel geschwätzt, besonders von den Fehlern derer, die nicht gerade da sind. Deswegen ist die Hohstube zu fürchten ähnlich wie die Gewitter im Sommer.

Der nächste Spruch will einen Unterschied gemacht haben zwischen der Mitarbeit im einen oder im anderen Fall:

30 »Me Händ sind glei besser,
as im Hoor und in de Schissel it«.
(Mehr Hände sind gleich besser außer im Haar und in der Schüssel.)
Mehr Hände sind besser, wenn mehr andere anfassen bei der Arbeit. Aber wenn sie einander in die Haare geraten, oder wenn sie bloß aus der Schüssel mit essen wollen, dann sind mehr Hände nicht gut.

Oder ein Spruch, der vor vorlauter Rede warnt:

31 »S isch glei gsait Rom,
aber it glei drin«.
(Es ist gleich gesagt Rom, aber nicht gleich drin.)
Mancher hält große Reden wie weit er kommt und bringt es dann doch nicht fertig.

Oder ein Spruch, der an die Menschennatur erinnert:

32 »Wemme mueß de Hund ufs Jage trage
wird me it viel fange!«
(Wenn man den Hund zum Jagen tragen muß, wird man nicht viel fangen.)
Das heißt, wenn es einem nicht von selber kommt, wenn er nicht selber Lust hat, wird man mit ihm nicht viel anfangen können.

Und endlich zwei Sprüche, die eine skeptische Lebensanschauung verraten:

33 »Wie me de Sack āhängt, glonket er«.
(Wie man den Sack hinhängt, hängt er krumm.)
Man kann die menschlichen Dinge anfangen wie man will, ganz kommen sie nie in die richtige Ordnung.

Oder

34 »S goht liederle wie rächt!«
(Es geht liederlich wie es recht geht.)
Das Leben geht herum auch wenn man nicht tüchtig ist. Ein Spruch voll von schwäbischer Skepsis über den Sinn der Arbeit.

3 Was man über andere sagt

Eine größere Reihe von Sprüchen befassen sich mit den meist kritischen Urteilen, mit denen man über die Arbeit oder über das Wesen von anderen urteilt.

So etwa:

35 »Mit ei ischt oim gholfe
wie ime Bauer mit ere blinde Katz!«
(Mit euch ist einem geholfen, wie einem Bauern mit einer blinden Katze.)
Mit einer blinden Katze ist dem Bauern, der eine Mäuseplage hat, überhaupt nicht geholfen.

Ein ähnliches Urteil:

36 »Wenn oiner nix zweg bringt:
Mit deam kame au mause,
wemmer em d Lecher zoigt!«
(Wenn einer nichts zu Wege bringt: Mit dem kann man auch Mäuse fangen, wenn man ihm die Löcher zeigt.)
Er ist offenbar zu dumm, die Löcher selber zu finden, in denen die Mäuse sitzen. Man bringt nichts mit ihm zuwege.

Ein anderer Spruch kritischer und skeptischer Art:

37 »De Vatter hot emol gsait:
Wemme e Schneegans uf Wien schickt,
no kummt se au als Schneegans wieder hoim«.
(Wenn man eine Schneegans nach Wien schickt, dann kommt sie auch als Schneegans

wieder heim.)
D. h. ein dummer Mensch, besonders ein dummes Mädchen wird auch in der berühmten Hauptstadt Wien nicht klüger werden.

Oder ein derber Spruch für den Fall, daß jemand etwas dummes gemacht hat:

38 »Du bringscht s nā
wie de Becke-Michl de Soichhafe!«
(Du bringst es hin wie der Becker-Michel den Seichhafen.)
Der Spruch bezieht sich offenbar auf eine volkstümliche derbe Geschichte mit dem Becker-Michel. Er will sagen, du bringst überhaupt nichts rechtes hin.

Wenn man aber sagen will, jemand sei überhaupt nicht viel wert, kann man sagen:

39 »Der ischt dus, wie de Muntforter Kreizer«.
(Der ist draußen, wie der Kreuzer von Montfort.)
Der Kreuzer von Montfort war eine kleine Münze, die man überall sah und die doch nichts oder nicht viel wert war. Und so ist es mit manchen Leuten die man überall sieht.

Oder ein Urteil der Frauen über die Männer:

40 »Gommer eweg mit dene Mane!
S hot jeder en Wolfszah,
Und hot er nit oin, so hot er s ganz Maul voll«.
(Es hat jeder einen Wolfszahn, und hat er nicht einen, so hat er das ganze Maul voll.)
Die Frauen trauen den Männern nicht und besonders dann nicht, wenn sie besonders freundlich scheinen.

Dazu ein Urteil über die Frauen:

41 »Die ischt it ganz dumm,
nu schtark dreiviertel«.
(Die ist nicht ganz dumm, nur stark dreiviertel.)
Das Urteil der Dummheit wird ermäßigt, aber nur um ein klein wenig.

Oder das Urteil über einen allzu sparsamen:

42 »Der moint au, miteme Furz kennt er en ganze Acker dunge!«
(Der meint auch, mit einem Furz könne er einen ganzen Acker düngen.)
So billig geht es doch nicht, mit dem Düngen des Ackers nicht und sonst auch nicht.

Oder ein kritisches Urteil über überfromme Männer:

43 »Vor eme bätige Mā
Und vor eme stoßige Stier
Soll weiche wer kā«.
(Vor einem betigen Mann und vor einem stoßigen Stier, soll weichen wer kann.)
Ein Mann, der überfromm ist und hinter dem nicht viel steckt, ist gefährlicher als ein Stier, der stößt.

Oder ein Spottvers auf einen ungeschickten Schneider und überhaupt auf einen ungeschickten Menschen:

44 »De Schneider vo Haigerloch
Setzt de Blätz näebe s Loch«.
(Der Schneider von Haigerloch, setzt den Blätz (Flick) neben das Loch.)
Offenbar war in Meßkirch ein Schneider aus Haigerloch bekannt der besonders ungeschickt war und der so als ein Typus für alle ungeschickten Leute diente.

Oder ein scharfes Urteil über allzu große Geschwätzigkeit:

45 »Die hot e Maul wie e Herd Bäetelleit!«
(Die hat ein Maul wie eine Herde Bettelleute.)
Bettelleute haben offenbar sehr viel geredet. Aber manche Frau, so meint dieser Spruch, hat sie noch übertroffen.

Und noch einmal ein spöttisches Urteil über eine ungeschickte Frau:

46 »S isch e Elend,

Wemme s Schmalz brennt
Un Eel a d Suppe duet«.
(Es ist ein Elend, wenn man das Schmalz brennt und das Öl an die Suppe tut.)
Es ist ein Elend, wenn eine Frau nicht versteht mit Schmalz und Öl und der ganzen Kocherei vernünftig umzugehen.

Oder ein Urteil über die Aufschneider, die großartig tun:

47 »Die gents au großartig,
Und wenn de Bäetelsack a de Wand verzweifelt!«
(Die geben es großartig, auch wenn der Bettelsack an der Wand verzweifelt.)
Ein besonders drastischer Spruch, der den Sack des Bettlers, in dem nichts ist und der darum verzweifelt, in Kontrast setzt zu der Großartigkeit des Auftretens.

Einige Sprüche befassen sich charakteristischerweise mit den Geizigen. Zum Beispiel:

49 »Der tät fir en Kreizer
e Holz mit em Hindere abbreche«.
(Der würde für einen Kreuzer ein Holz mit dem Hintern abbrechen.)
Er würde das allerschwierigste und schmerzhafteste machen, um nur wenigstens einen Kreuzer zu gewinnen.

Oder ähnlich:

50 »Der scheißt it ohne Vortel!«
(Der scheißt nicht ohne Vorteil.)
Er will immer noch etwas herausschlagen.

Oder ein paar Sprüche über das Aussehen und das Daherkommen. Zum Beispiel:

51 »Die macht e Gsiecht
wie dr Deufel under dr Egde«.
(Die macht ein Gesicht wie der Teufel unter der Egge.)
Man denkt sich, daß die Egge mit ihren vielen Zacken über den Teufel fährt und dann macht er ein schreckliches Gesicht.

Oder:

52 »Du gugscht wieder drei wie d Gaus ume Elfe«.
(Du schaust wieder darein wie die Gans um 11 Uhr.)
Der Spruch will sagen, du schaust ganz dumm in die Welt.

Oder:

53 »Der dabbet bigoscht doher wie de Blind im Mues!«
(Der tappt bei Gott daher wie der Blinde im Mus.)
Der Blinde im Mus benimmt sich offenbar sehr ungeschickt und dies gibt das drastische Bild für einen, der ungeschickt daherkommt.

Oder:

54 »Du sitzsch au do wias s Pfännle ohne Stiehl«.
(Du sitzest da wie das Pfännlein ohne Stiehl.)
Du sitzest also demnach ganz zwecklos einfach herum.

Oder ähnlich:

55 »Do sitzsch ez,
wia d Gutter mit em Bomeel!«
(Da sitzest du jetzt wie die Flasche mit dem Baumöl.)
Das heißt, du sitzest so dumm da wie die dicke Flasche mit dem Baumöl.

Oder wenn jemand etwas besonders ungeschicktes entweder durch Sprechen oder durch Handeln angebracht hat:

56 »Du bringschs bigoscht au nā
Wie de Esel d Firtz!«
(Du bringst es bei Gott auch hin wie der Esel die Fürtze.)
Das will sagen, du bringst immer etwas hin, aber immer etwas ganz dummes und un-

nützes.

Oder:

57 »Du machsch e Gsiecht,
wie wenn de e Hummelmauch gfresse hettscht«.
(Du machst ein Gesicht, wie wenn du eine Hummelmauch gefressen hättest.)
Die Hummelmauch ist ein großes und ekliges Insekt, wahrscheinlich eine Hornisse. Wer sie geschluckt hat, wird nicht gerade ein angenehmes Gesicht machen.

Oder ein Spruch über einen Unaufmerksamen:

59 »Der geit däem so wenig Denk
wie imme kleine Furtz«.
(Der gibt dem so wenig Denk wie einem kleinen Furtz.)
Er gibt also überhaupt nicht acht.

Einem Menschen, der aufgeregt im Hause herumläuft, kann man sagen:

60 »Du rennscht jo rum
wie de Furz i dr Laterne«.
(Du rennst ja herum wie der Furz in der Laterne)

Und einem, der sich nicht recht zu halten weiß und immer wieder hinfällt wird gesagt:

61 »Du keisch jo rum wie e alt Eise!«
(Du fällst ja herum wie ein altes Eisen.)

Oder einem gegenüber, der große Reden hält und dann lange nichts folgen läßt:

62 »Do hoißts au: Frie gsattlet und spät gritte«.
(Da heißt es auch: Früh gesattelt und spät geritten.)

Ein merkwürdiger Spruch ist der folgende:

63 »Du siehscht bigotts au d Hex fir de Hafemā!«
Offenbar ist hier spöttisch von jemand die Rede, der nicht erkennt, um was es sich handelt. Aber was ist mit der Hexe und mit dem Hafenmann gemeint? Die Hex ist ja ein Ausdruck für die Haut auf der Milch. Sollte der Hafenmann ein Ausdruck sein für den Hafen, in dem die Milch kocht. . .

Oder ein Urteil über unordentlich daherlaufende Kinder:

64 »Die War ischt dohergloffe wie en Sausoich«.
(Die Kinder sind dahergelaufen wie ein Sauseich.)
Die »War« ist ein üblicher und abschätzender Ausdruck für Kinder. Sie sind bei der Prozession offenbar sehr unordentlich dahergekommen.

Es gibt aber auch, freilich weniger Sprüche, die Hochschätzung ausdrücken und nicht weniger kräftig und derb sind. So etwa:

65 »Desch en Kerle wie en Saudreck!«
(Dies ist ein Kerl wie ein Saudreck.)
Das will sagen, er ist groß und ein wenig ungeschlacht.

Oder für einen starken Mann oder für eine starke Frau:

66 »Die nimmt en Sack uf de Buckel wie en Riebschwanz«.
(Die nimmt einen Sack auf den Rücken wie einen Rübschwanz.)
Das heißt, sie nimmt ihn so leicht auf den Rücken, sie wenn er gar nichts wäre, wie ein Rübschwanz nichts ist.

Ein Urteil über einen besonders klugen Menschen:

67 »Der isch gscheider als Salomos Katz,
Un selle ischt hinderse de Bom nuf
daß me re de Hindere it gsäe hot!«
(Der ist gescheiter als die Katze Salomons. Diese ist rückwärts den Baum hinauf, daß man ihr den Hintern nicht gesehen hat.)
So klug also war die Katze Salomons, des Inbildes der Weisheit und Klugheit.

Oder eine andere kritische Beobachtung:

68 »Wenn oinr emol is Bett gschisse hot,
no mues er allemeil de Bettscheißer sei!«
(Wenn einer einmal ins Bett geschissen hat, dann muß er immer der Bettscheißer sein.)
Wenn einem auch nur einmal etwas dummes passiert ist, dann wird es ihm immer nachgesagt, auch wenn nie mehr etwas passiert ist.

Und wenn man jemanden sich verhalten sieht so, daß man es für lebensgefährlich hält, dann sagt man bisweilen:

69 »Wenn de so weiter machscht,
no kāsch bald mit de Schermeis goble!«
(Wenn du so weiter machst, dann kannst du bald mit den Maulwürfen gabeln.)
Damit will man sagen: Dann kommst du bald unter den Boden, wo die Maulwürfe auf ihre Art hantieren.

Aber umgekehrt auch ein gütiger Spruch in dieser Richtung:

70 »Me mueß im dreckede Kind au sage: Engele!«
(Man muß dem dreckigen Kind auch Engelchen sagen.)
Das heißt, man muß auch einmal über etwas schmutziges hinwegsehen können. Bei aller Schärfe und bei allem Sarkasmus des Urteils kommt die Güte doch auch immer wieder zum Zug.

4. Wie man sich über andere aufregt

Eine andere Reihe von kräftigen Ausdrücken bringen die Erregung zum Ausdruck, die über einen Menschen kommt, wenn er andere ungeschickte Dinge sieht. Da kann man z. B. sagen:

71 » Me moit grad, me mias iberse scheiße
wie en Abodekerhund«.
(Man meint gerade, man müsse über sich scheißen wie der Apothekerhund.)
Das heißt, man muß etwas ganz unmögliches machen, so wie man es bei dem kleinen sonderbaren Hund des Apothekers gesehen hat.

Oder man kann sagen:

72 »Herrschaft nei!
Do moint me jo, de Hindere mies oim schwätze!«
(Herrschaft nein. Da meint man ja, der Hintern müsse einem schwätzen.)
Das heißt, es geht ganz von selber los, selbst wenn der Mund nicht ausdrücklich reden will.

Oder ähnlich:

73 »Me moint grad, me mias e Krautgartedirle wäre,
wo alleweil uf und zueschleht!
(Man meint gerade, man müßte das Türchen eines Krautgartens werden, das immer auf und zu schlägt.)
Das Türchen des Krautgartens, das im Winde unaufhörlich auf- und zuschlägt und wieder aufgeht und wieder zuschlägt ist hier das Bild der Erregung.

Von der Notwendigkeit und manchmal vom unnützen Wesen des Schwätzens spricht der Spruch:

74 »Do mueß me bigott schwätze
wie an e tod Roß!«
Gemeint ist wohl, man müsse hier schwätzen, wie wenn man ein totes Roß durch Zuspruch wieder lebendig machen wollte. Aber es nützt doch nichts.

Oder man kann einfach sagen:

75 »Jo! En Dreck und drei Biire!«
(Ja. Ein Dreck und drei Birnen.)

Das soll offenbar sagen: Das ist ein Dreck, bei dem nichts herauskommt. Und die Dreizahl der Birnen, die dazu genannt werden, könnte unter Umständen eine magische Bedeutung haben.

Ein anderer Spruch bezieht sich auf die übliche Prozession mit Kreuz und Fahne. Er lautet:

76 »Oi, oi, oi, desch grausig,
wemme mit Kreiz goht
und hot de Fahne vegässe!«
(Ei, ei, ei, es ist grausig, wenn man mit dem Kreuz geht und hat die Fahne vergessen.)
Wieder ein bildhafter Ausdruck von etwas ganz Dummem und Ungeschicktem, das vorgekommen ist.

Wenn man aber jemand anderen recht aufgeregt und nervös sieht, kann man sagen:

77 »Der isch drin gsei wie d Maus i de Kindbett!«
(Der war darin wie die Maus im Kindsbett.)
Das heißt, er war in einem ganz aufgeregten und verwirrten Zustand.

5. Namen für merkwürdige Menschen.

Interessant ist auch, wie anderen Menschen eigentümliche Namen angehängt werden.

78 Ich habe aus meiner Quelle z. B. die Bezeichnungen gehört: »Dr Párikle-Tomes«. Es handelt sich dabei offenbar um einen Friseur, der hier nach dem französischen Wort Paruquier genannt war. Kennzeichnend für den französischen Einfluß in einem solchen Städtchen. Oder ein anderer Name: »Dr Seckler-Bartel«. Dieser Bartholomäus hat offenbar Hosen gemacht.

Besondere Bezeichnungen gab es bisweilen besonders für dumme Frauen. Dafür habe ich die Bezeichnungen gehört:

79 »E Pagetate« oder auch »e Dulle«.

6. Von den Mädchen und ihren Burschen.

Eine ziemlich große Anzahl von Sprüchen handelt von den Mädchen und ihren Beziehungen zu den jungen Burschen. So sagt ein Spruch ziemlich grundsätzlich:

80 »Wo d Liabe nā fellt
do bleibt se liege!«
(Wo die Liebe hinfällt, da bleibt sie liegen.)
D. h., wo die Liebe einmal hingefallen ist, da bringt niemand mehr sie weg.

Und wenn zwei einmal wirklich verliebt sind, dann kann man derb sagen:

81 »Der ischt verliebt wie en Asch in e alts Baar Hose«.
(Der ist verliebt wie ein Arsch in ein altes Paar Hosen.)

Von einem Mädchen, das nicht gerade besonders begehrt ist, kann man sagen:

82 »Um die ischt e Griß wie z Wienächte um d Schihiet«.
(Um die ist ein Geriß wie an Weihnachten um die Strohhüte.)
An Weihnachten braucht man keine Strohhüte. Und so ist um dieses Mädchen offenbar kein Geriß. Es sieht aus, als brauche man es nicht.

Bei anderen ist es umgekehrt. So kann man sagen:

83 »Um di ischt es Griß wie ums Goißemädle,
und des wänd alle Beck«.
(Um die ist ein Geriß wie um das Geißenmädchen, und das wünschen alle Böcke.)
Alle Böcke wollen das Geißenmädchen und alle Burschen wollen dieses Mädchen, von dem man spöttisch so sagt.

Ein Mädchen, besonders eine Magd, kann aber auch sagen:

84 »Spare mueß me
Hause mueß me
Kinder kriegt me
Mit dr Zeit en Mā.
Der Spruch bezeichnet die eigentümliche Stellung der Magd im Hause. Sie muß sparen, sie kriegt Kinder und zuletzt kriegt sie auch noch den Mann.

Ähnlich lautet ein Vers, den man zu einem Mädchen sagen kann:

85 »Sodele, Marosele,
muesch au en Mā hau
Zum Fresse, zum Saufe
Zum zu dr liege lau«.
Der Vers ist recht ungeniert, aber er sagt was alle denken.

Umgekehrt kann ein Mädchen sagen, das einen Verehrer hinhalten will:

86 »Du sollscht den Tanz habe
Bei de nächste Musik«.
Das soll offenbar heißen, vielleicht das nächste Mal, aber jedenfalls nicht jetzt.

Ein anderer Spruch aus diesem Bereich lautet:

87 »Me mueß Katz ist zum Schmäer setze
Sunscht frißt se en«.
(Man muß die Katze nicht zum Schmalz setzen, sonst frißt sie den Schmalzbrocken.)
Das soll im Symbol sagen: Man soll die Liebesleute nicht zu früh zusammenkommen lassen, sonst gibt es etwas.

Öfters wird auch spöttisch über Bräute gesprochen. So in dem Spruch:

88 »Was hot se?
Se hot s Mieterlich
Und de Hindere voll Weißzeug!«
(Was hat sie? Sie hat das Mütterliche und den Hintern voll Weißzeug.)
Der Ausdruck Mieterlich ist vermutlich ein Ausdruck für das weibliche Geschlecht. Dies hat sie und darüber nur noch ein Hemd, d. h. in spöttischer Übertreibung, sie hat nichts mitzubringen an Aussteuer.

Aber gerade von solchen armen Bräuten wird auch oft der Hochmut spöttisch ausgesagt, zum Beispiel in dem Spruch:

89 »O die! Die hot jo en Goischt wie en
franzesische Naachtstuel!«
(O die, die hat ja einen Geist wie ein französischer Nachtstuhl.)
In diesem Spruch kommt wiederum der Hinblick auf die als fein geltende französische Kultur zum Ausdruck, und das Hinterlistige an dem Spruch besteht darin, daß ein französischer Nachtstuhl zwar fein gearbeitet ist, aber sonst doch auch nicht mehr als eben ein Nachtstuhl ist, und daß er überdies, weil er ein französischer Nachtstuhl ist, einen Geist hat, d. h. eine Einbildung. Der Spruch ist mehr als doppelbödig.

Mit einem ähnlichen Hinweis auf Paris kann von einer stolzen Braut auch gesagt werden:

90 »Do moint me au,
de pudlet Hund vo Paris
sei ihre irmste Vetter«.
Auch hier hat man die Mehrbödigkeit des Spruches in wenigen Worten. Der Pudel aus Paris ist natürlich ein höheres Wesen. Wenn er der ärmste Vetter der Braut ist heißt das, sie ist so stolz und eingebildet, daß ihr nichts gut genug ist. Und dabei ist der Pudelhund von Paris eben auch nur ein Hund.

Andererseits kann in umgekehrtem Spott gesagt werden:

91 »Wo heiratet se nā?

Uf de Bode wie d Hirsche«.
(Wo heiratet sie hin? Auf den Boden wie die Hirsche.)
Dieser Spruch zeigt deutlich, daß man irgendwohin, d. h. auf einen Grundbesitz oder Hof heiratet, aber die Braut, von der dieser Spruch spöttisch spricht, hat keinen anderen Grund und Boden als den, den die Hirsche haben, die sich nur auf den Boden legen.

Ein anderer Spruch sagt vom Bräutigam, der sich um ein Weib bemüht:

92 »Wenn oiner ob de Weibe goht
Und hot en Siegel im Hemd,
No kann er reibe wiener will,
Me sieht en doch eweng«.
(Wenn einer den Weibern nachgeht und hat einen Siegel im Hemd, dann kann er reiben wie er will, man sieht ihn doch ein wenig.)
Der Siegel im Hemd ist ein wenig Kot im Hemd, also eine Beschmutzung. Und wenn einer den Weibern nachgeht, dann kommen schließlich auch seine verborgenen Fehler und Beschmutzungen heraus.

Ein weiterer Spruch bezieht sich auf die Sitte, daß am Maientag die Burschen ihren Mädchen einen Maien zu stecken pflegten. Dieser Spruch lautet:

93 »Wemme enand it mā,
no steckt me oim koin Moie,
und wenn s ganz Johr Moietag ischt«.
(Wenn man einander nicht mag, dann steckt man einem keinen Maien, auch wenn das ganze Jahr Maientag ist.)
Wo es an der Liebe fehlt, da hilft alles andere nichts.

Vermutlich demselben Bedeutungskreis gehört der Spruch an:

94 »E Eschterle ist alleweil besser as e Herbschtle«.
(Ein Osterkind ist immer besser als ein Herbstkind.)
Denn vermutlich meint das Osterkind ein junges Mädchen und das Herbstkind ein älteres Mädchen. Das Osterkind hat immer mehr Chancen.

Ein weiterer Spruch spricht wieder skeptisch von dieser Sache:

95 »Wenn r enand wend
No gend enand d Hend,
Wenndr enand it,
no gend enand en Tritt.
(Wenn ihr einander wollt, dann gebt einander die Hände,
wenn ihr einander nicht wollt, dann gebt einander einen Tritt.)
Wollen oder nicht wollen, dies macht den Unterschied, der hier plastisch zum Ausdruck gebracht wird.

Und wiederum ein Spruch von einem stolzen Mädchen:
Sie sagt von dem, der sie verehrt:

96 »Den tät i it nemme,
und wenn er en goldene Hindere hät!«
(Den würde ich nicht nehmen, und wenn er einen goldenen Hintern hätte.)
Dies ist wiederum eine plastische und derbe Bezeichnung des Reichtums, der aber nichts nützt, wenn das Mädchen den reichen Bewerber nicht liebt.

Kritisch wird bisweilen in einigen Redensarten von Bräuten gesprochen, die einen Angestellten als Bräutigam und als Mann bekommen. Dies bedeutet äußerlich einen Aufstieg, eine höhere Klasse. Aber es ist oft, wie unsere Sprüche sagen, nicht viel dahinter. So etwa in dem Ausspruch:

97 »Dia hot en Āgstellte kriegt,
jetzt moint se au, se hot Eel am Stääcke und Schmalz am Huet«.
(Die hat einen Angestellten bekommen und jetzt meint sie, sie habe Öl am Stecken und

Schmalz am Hut.)

Sie bildet sich also wunder was ein, denn Öl und Schmalz stehen symbolisch für Wohlhabenheit. Aber es steckt vielleicht nicht viel dahinter. Dies sagt auch der andere, sehr spöttische Spruch:

98 »Wa, en Ägstellte hot se kriegt?
S wird oin sei mit em Hindere a d Wand!«
(Was, einen Angestellten hat sie bekommen? Es wird einer sein mit dem Hinteren an die Wand.)

Hier wird mit dem Wort »angestellt« gespielt und daraus der Spott gezogen.

Oder es wird den Mädchen, die ans Heiraten denken, den Rat gegeben:

99 »Lieber im See zu als im Schnee zue!«

Das bedeutet: Ein Mädchen soll lieber einen Bauern am Bodensee heiraten, weil es dort fruchtbarer und auskömmlicher ist, als einen Bauern auf dem kalten schneeigen Heuberg.

Es ist auch der vertröstende Spruch zu hören:

100 »Wer waate kā
kriegt au en Mā,
Und wer auf Gott vertraut
wird au e Braut«.

Denn offenbar klappt es nicht bei allen Mädchen und schon gar nicht gleich.

Wir schließen diese kleine Reihe von Sprüchen, die sich auf Mädchen und Bräute beziehen mit zwei besonders gelungenen Beispielen. Unsere Quelle berichtete gelegentlich folgenden Spottvers:

101 »Kättr, Pflättr, Henneboi,
Trait de Dreck im Hemet hoi,
Se trait e bis ge Thale
Z Thale lot sen fahre.
Se trait es bis ge Bueche,
Z Bueche mueß men sueche.
Se trait en bis ge Stocke,
Z Stocke lot sen hocke.
Se trait en bis an Herretisch
Und lot en Furz daß s Liecht auslischt.
(Kattrin, Pflattrin, Hennenbein, trägt den Dreck im Hemd heim. Sie trägt in bis nach Thalheim, in Thalheim läßt sie ihn fahren. Sie trägt ihn bis nach Buchheim, in Buchheim muß man ihn suchen. Sie trägt ihn bis nach Stockach, in Stockach läßt sie ihn sitzen. Sie trägt ihn bis zum Herrentisch, und läßt einen Pfurz, daß das Licht auslischt.)

Dieser Spruch auf die dreckige Katrin führt also das verspottete Mädchen in den umliegenden Orten herum.

Noch merkwürdiger ist folgender, auf lustige Weise skeptische und pessimistische Hochzeitsspruch. Er spricht davon, wie die Glocken bei der Hochzeit läuten:

102 »Die erscht: Is Elend, is Elend, is Elend.
Die zwoit: Wie lang, wie lang, wie lang!
Alle zämme: Diner lebdig, diner lebdig, diner lebdig!«
(Deiner lebdig, heißt: deiner Lebtag.)

7. Von der Eitelkeit

Im engen Zusammenhang mit dem Thema der Mädchen und der Bräute steht das Thema der Kleider der Mädchen und ihrer Eitelkeit. In dieser Hinsicht kann etwa ein Mädchen sagen:

103 »Me sieht es it in Mage,

me sieht es blos an Krage«.
(Man sieht uns nicht in den Magen, man sieht uns nur an den Kragen.)
Denn das eitle Mädchen spart eher am Essen, als an den Kleidern.

Oder es kann zu einem solchen Mädchen gesagt werden:

104 »D Eitelkeit mueß leide oder meide«.
Sie muß leiden, weil z. B. die Schnürleibchen weh tun. Wenn man das nicht will, dann muß man von dieser Eitelkeit Abstand nehmen.

Spöttisch kann auch von einem Mädchen, was nichts rechtes anzuziehen hat, gesagt werden:

105 »Die hot oin Gott und oin Rock«.
(Die hat einen Gott und einen Rock.)

Und von globigen Schuhen kann gesagt werden:

106 »In deane Schue klepft me bigoscht wie en Burgunder«.
(Man klepft, d. h. man klopft.)
Der Hinblick auf den Burgunder weist wieder auf westlichen Kultureinfluß hin.

Sehr lustig ist der Spruch, den eine Mutter ihrem Mädchen sagt, das klagt, es hätte nichts anzuziehen. Die Mutter sagt:

107 »No loscht de Hindere blau färbe
und schlehst gäle Negel nai,
no moint me, s käm a Kutsch!«
(Dann läßt du den Hintern blau färben und schlägst gelbe Nägel hinein, dann meint man, es käme eine Kutsche.)

8. Mann und Weib, Mutter und Kind, und die Ledigen.

Wir schließen hier einige Redensarten an, die sich auf ältere Frauen, auf Ehefrauen, auf Frauen in ihrem Verhältnis zu ihren Kindern und auf die ledig gebliebenen beziehen.

Dahin gehört der Spruch:

108 »Alte Scheuere brennet guet!«
Natürlich brannten einstmals in Meßkirch hin und wieder alte Scheuern. Und auch ältere Frauen verliebten sich manchmal besonders heftig.

Wir hören auch von einer allgemeinen Charakterisierung der Aufgaben der Frauen:

109 »Koche und Backe,
Reinigkeit mache,
Schwätze und lache
Hoffart und Verfierung
ischt dr Weiber Hantierung«.

Vom Verhältnis von Mann und Weib hören wir:

110 »Mā und Weib
Sind oin Leib –
Aber it oi Gurgel!«
Sie haben eben doch verschiedene Geschmäcker.

Nicht selten kommen auch Sprüche über das Verhältnis des Mannes zu der ersten und dann zu der zweiten Frau. Frauen starben in dieser Zeit öfters den Männern frühzeitig weg, so daß er ein zweites Mal heiratete. In Bezug auf diese Verhältnisse wird etwa gefragt:

111 »Die Erscht ischt en Hobelbank
Und die zweit sitzt drauf«.
Das soll offenbar sagen: Mit der ersten macht der Mann was er will und nützt sie aus. Die zweite hat es dann gut.

Eine Reihe von Sprüchen befassen sich auch mit dem Kinderkriegen. Wenn die Frau des

Meisters ein Kind geboren hat, dann sagen die Gesellen zum Meister:
112 »Moischter, de Backofe ischt umkeit!«
(Meister, der Backofen ist umgefallen.)
Der Backofen, früher hinter vielen Häusern stehend, bildet hier das anschauliche Beispiel für den Mutterschoß.

Es sind auch einige Aussagen von Frauen über ihre Männer überliefert. Dazu gehört der Spruch:
113 »Säel kenne die Mane alleweil no mache,
Solang se no e grunnene Milch beisse kenned«.
(Jenes können die Männer immer noch machen, solange sie noch eine geronnene Milch beißen können.)
»Säel« ist natürlich ein Hinweis auf die zeugende Tätigkeit des Mannes. Und wenn die Männer gerade noch eine geronnene Milch beißen können, d. h. wenn sie keine Zähne mehr haben, dann können sie »Säel« immer noch machen.

Von einer Frau berichtet unsere Quelle, was sie zu sagen pflegte:
114 »I woiß it, wa au des ischt,
daß die Weiber koine Kinder krieget.
Bei mir isch es scho anderscht,
wenn de Mā blos d Hose an Bettlad nā hängt!«
(Bei mir ist es schon anders, wenn der Bauer die Hose an die Bettlade hängt.)
Man sieht an dieser ungenierten Untertreibung, wie offen man von solchen Dingen zu sprechen pflegte.

Es ist auch eine Gesprächswendung überliefert, wie die Kinder mit ihren Müttern sprechen. Die Kinder sagen:
115 »Muetr, wa sollemer mache?«
Die Mutter antwortet: »Ho, machet hinter d Häfe,
daß se it umkeied!«
(Macht hinter die Häfen, daß sie nicht umfallen.)
Der drastische Witz ist deutlich.

Von einer anderen Mutter wird spöttisch erzählt, sie habe gesagt:
116 »Gschikt und gscheid sind meine Buebe,
se kennet scho rutsche!«
Denn zum Rutschen brauchen sie wohl nicht viel Gescheitheit.

Andere Sprüche sprechen von Rangverhältnissen zwischen Eltern und Kindern und zwischen den Kindern untereinander, z. B.:
117 »Der Apfel fällt nit weit vom Stamm –
Außer er drohl e Bergle nab.«
(Außer er rolle einen Berg hinunter.)
D. h. die Kinder schlagen im allgemeinen den Eltern nach, aber es gibt eben doch Ausnahmen.

Sehr charakteristisch ist auch der Ausspruch:
118 »Wasser ischt koi Bluet.«
Das Wasser ist offenbar Symbol für die Stiefkinder oder und vor allem für außereheliche Kinder. Sie galten unter diesen Verhältnissen nicht als ebenbürtig.

Aber die Kinder bleiben ohnehin nicht lange im Haus. Ein Spruch sagt:
119 »En Haufe Oier und en Haufe Kinder
sind glei eweg.«
Bald sind sie aus dem Haus.

Aber wenn es einigermaßen recht zugeht, halten sie doch noch zusammen, auch wenn es oft Streit unter ihnen gibt. Davon spricht dieser Spruch:
120 »Die oigene stoßed oim an Rhei,

Aber it nei.«
(Die Eigenen stoßen einander bis an den Rhein, aber nicht hinein.)
Die eigenen Angehörigen haben oft Streit und stoßen einander, aber es kommt nicht zum Äußersten.

Einige Sprüche sprechen auch von den Alleingebliebenen. Einerseits klagt die Alleingebliebene:

121 »I mueß aloi rumwate wie s Schulze Ent.«
Sie muß allein herumwaten wie die vornehme Ente des Bürgermeisters.

Aber andererseits kann man auch hören:

122 »Ledige Haut schreit iberlaut!«
Denn die ledige Haut hat für nichts weiter zu sorgen.

9. Von den Gästen beim Essen.

Eine weitere Gruppe von Redensarten beschäftigt sich mit den Gästen, die man zum Essen eingeladen hat.

So kann ein wenig unwirsch gesagt werden:

123 »Die kummed au gern,
wenn scho gschafft ischt
und noit gässe.«
(Die kommen auch gern, wenn schon geschafft, aber noch nicht gegessen ist.)
Sie wollen also nicht mitschaffen, wohl aber mitessen.

Oder man kann zu einem Gast sagen, der zu einer ganz ungelegenen Zeit kommt:

124 »Du kummscht ehebe ume dreizehne,
do gont Henne ge brunze.«
(Du kommst allmählich um 13.00 Uhr, da gehen die Hennen zum brunzen.)
13.00 Uhr gab es natürlich auf der Uhr dieser Zeit überhaupt noch nicht, so wie die Hennen dieses Geschäft nicht zu verrichten brauchen. Du kommst also ganz ungelegen.

Ein hübscher Spruch zählt die Leute auf, die zum Essen erwartet werden:

125 »Wer kummt zuem Äesse?
I und er,
Schwieger, Schwär,
Gret un Beht und d Elsebeth
Und sunscht noch zwoi
Un s klei kurz g schoret Budele!«
(Wer kommt zum Essen? Ich und er, Schwieger und Schwager, Gret und Beht und die Elsebeth und sonst noch zwei und das kleine kurz geschorene Pudelchen.)
Der Witz dieses Spruches liegt darin, daß die Aufzählung anscheinend endlos weitergeht. Es kommen immer noch mehr und schließlich der kleine Pudel auch noch.
Ist der Besuch aber dann einmal da, dann kann man ihn in der folgenden Form zum Sitzen auffordern:

126 »Sitzed uf de Hindere wie die reiche Leit!« Oder

127 »Sitze goht fir stau
Hot de Kaiser hinterlau.«
(Sitzen geht für Stehen, hat der Kaiser hinterlassen.)

Sitzen dann die Gäste einmal, dann interessiert man sich für das Essen. Dazu kann man, besonders in einem sparsamen Haushalt sagen:

128 »Lieber e Laus uf em Kraut
als gar koi Floisch!«
Die Laus ist immerhin ein bißchen etwas wie Fleisch.

Und manchmal ist das Essen auch hart und schwer zu beißen, dann kann gesagt werden:

129 »Do mueß me beiße
wie a Kloschterkatz.«
Offenbar weiß man von der Katze des Klosters, daß sie besonders viel zu beißen hat und besonders kräftig beißen kann.

Oder man kann, angesichts eines üppig mit Speisen beladenen Tisches sagen:

130 »Wenn r des alles gäesse hend,
no scheißed r nimme niechter is Bett.«
(Wenn ihr das alles gegessen habt, dann scheißt ihr nicht mehr nüchtern ins Bett.)
Ein Spruch, der wegen seiner Drastik wiederum auffällt.

Und wenn die Gäste ein wenig langsam sind beim Essen, kann man zu ihnen sagen:

131 »Äasset Se nu gmietle!
Wisset Se, mir werfets nu nei
wie de Schuhmacher d Loischt!«
(Essen sie nur gemütlich. Wissen Sie, wir werfen es nur hinein wie der Schuhmacher die Leisten.)
Offenbar weiß man, daß der Schuhmacher die Leisten in die Schuhe mit Schwung hineinwirft. Aber beim Essen braucht es nicht so zu sein.

Und ist das Brot ein wenig ungeschickt aufgeschnitten, zu dick und zu viel, so heißt der Spruch dazu:

132 »Ihr hond wieder Brot ufgschnitte
wie fir siebe Schweizer!«
(Ihr habt das Brot aufgeschnitten wie für sieben Schweizer.)
In diesem Spruch gelten nun die Schweizer als Leute, die besonders viel und dick geschnittenes Brot zu essen pflegen.

10. Von kranken Menschen.

Andere Sprüche handeln von Krankheiten und was man bei ihnen machen und wie man sich in ihnen verhalten soll. Man ist ein wenig skeptisch gegen den Nutzen von Schmieren und Salben. So sagt ein Spruch:

133 »Schmiere und Salbe
Hilft allentalbe,
Hilfts it de Herre,
So hilfts doch de Kärre!«
Man schmiert die Achse der Wagen, dort hilft es auf jeden Fall. Ob es auch den vornehmen Herren hilft, ist freilich eine andere Frage.

Man hat auch längst die im folgenden Spruch enthaltene Erfahrung gemacht:

134 »D Kranket kummt pfundweis
Und goht quintleweis.«
Sie kommt gleich massiv und geht dann, wenn sie überhaupt geht, nur in kleinen Schritten, sozusagen nur in Schritten so groß wie ein Quintle, d. h. ein fünftel Pfund.

Manchmal wird aber auch gespottet über Leute, die andauernd über Krankheiten klagen, aber vielleicht ist gar nicht viel daran. So sagt ein Spruch über ein Mädchen:

135 »Was hot se?
O, se wird sell hau,
was s Schweizer Babele ghet hot.«
Das Schweizer Babele hat offenbar jenes Übel gehabt, das die Frauen ungefähr alle Monate zu bekommen pflegen.

Ein ähnlicher Spott wird in folgender Form zum Ausdruck gebracht:

136 »Was hot se?
S wird ere halt en Furz it recht vertrunne sei!«
(Es wird ihr halt ein Pfurz nicht recht entgangen sein.)

11. Von den armen Leuten.

Wir kommen nun zu jenen Redensarten, die sich mit den wirtschaftlichen Verhältnissen der Menschen befassen, die ja in ihrer Sprache eine so große Rolle spielten.

Dazu wird z. B. gesagt:

127 »Wer handlet der gwinnt
Und wer schaffet hot nint.«

Dieser Spruch gehört offenbar in die Auseinandersetzung der Kaufleute, die handeln, aber nicht schaffen im Sinne der bäuerlichen oder handwerklichen Arbeit. Das Handeln bringt mehr ein als das Schaffen.

Und da in unseren Sprüchen besonders von den Arbeitenden, die nicht viel haben, die Rede ist, kann man z. B. von den Leuten aus Thalheim sagen:

138 »Z Thale, do ischs so liederle,
Do verrecket jo d Spatze i dr Ernt.«

Die Spatzen in der Ernte pflegen es ja gut zu haben. Sie finden reichlich Nahrung. Aber in Thalheim finden nicht einmal sie, geschweige denn die arbeitenden Bauern, ihr Auskommen.

Oder es kann von den Arbeitenden in der Landwirtschaft gesagt werden:

139 »Hacke geit schmale Backe
Und bröite Händ!«

Das Hacken und überhaupt die Handarbeit macht die Menschen hager, aber die Hände breit und knochig.

In diesen Zusammenhang gehört auch der Spruch:

140 »En leere Grueß goht barfueß.«

Die Redensart will offenbar sagen, wenn nichts Reales mit dem Gruß verbunden ist, dann ist es eine armselige Sache.

Und man hat auch beobachtet, daß wer schlecht daran ist, daß es dem leicht immer noch schlechter geht. Das sagt der Spruch:

141 »De Minder hot alleweil hinder.«

Und wenn man dann dem Minderen sagt, er solle doch einmal ordentlich anpacken, dann kann er antworten:

142 »Mach e Fauscht, wenn de e Hand hoscht!«
(Mach eine Faust, wenn du eine Hand hast.)

Wer keine Hand hat, kann natürlich keine Faust machen. Und wer die Mittel zum Erwerben nicht hat, der kommt auch nicht weiter, da nützen alle Aufforderungen nichts.

In diesen Zusammenhang gehört auch die Redensart:

143 »Die kurze Hoor send glei birstet.«

Die kurzen Haare sind ein Symbol dafür, daß nicht viel da ist. Da ist man freilich gleich fertig.

Das selbe, aber mit einer anderen Folgerung, sagt dieser Spruch:

144 »Nix hau ischt e riebige Sach,
Aber e klei weng tuat guet.
(Nichts haben ist eine ruhige Sache, aber ein klein wenig tut gut.)

Wer nichts hat braucht sich freilich um nicht viel zu kümmern und hat so viel Ruhe. Aber es tut eben doch gut etwas zu haben.

In diesen Zusammenhang gehören auch einige Redensarten über die Bettler, z. B.:

145 »Und wenn alle Bäetler sterbe,
Tät i doch koin Stecke erbe.«

Der Stecken ist sozusagen das einzige, was der Bettler hat. Aber der Redende klagt, daß er nicht einmal so viel erben oder sonst erwerben konnte.

Freilich wird auch darauf aufmerksam gemacht, daß das Betteln sich rentieren kann:

146 »Bäettle macht it arm – aber uwert.«
Man kann also schon etwas herausholen beim Betteln, nur eben nicht die Achtung der Menschen.

Wo aber in einem Hauswesen einmal nichts mehr ist, kann man sagen:

147 »Do ischs aus!
Do findet siebe Katze koi Maus me!«
Denn die Katze weiß immer noch eine Maus zu finden, aber wo überhaupt nichts mehr ist, da können auch sieben Katzen nichts mehr finden.

Ein anderer drastischer Spruch sagt die Tatsache, daß aus einem Mann nichts mehr herauszuholen ist, in folgender Form aus:

148 »S ischt it so eifach
Imme näckede Mā in Sack lange!«
(Es ist nicht so einfach, einem nackten Mann in den Sack zu langen.)
Wo nichts ist, kann man auch nichts herausholen.

Wenn jemand wirklich nichts mehr hat, dann kann man dies auch in folgender Form sagen:

149 »Wenn er emol nix me hot,
Stoht er do un gukt id Heh,
Wie e Gaus, wo koine Junge me hot.«
Die Gans mit den Jungen ist offenbar ein ganz geläufiges Bild.

Man weiß auch gut, daß Reichtum Ansehen verschafft, Armut aber es wegnimmt. Darum kann gesagt werden:

150 »Isch me reich,
No goht me mit dr Leich,
Isch me arm,
No Gott erbarm.«

Im Blick auf arme Leute kann ein etwas Wohlhabender auch sagen:

151 »Do tät i au dinne Dreckle mache.«
(Da würde ich auch dünne Dreckle machen.)
Das soll offenbar heißen: Wenn ich so wenig zu essen hätte, dann käme auch bei meiner Verdauung (und überhaupt) nicht viel aus mir heraus.

Der nächste Spruch weist auf einen anderen Umstand hin:

152 »Wer nix verheiret und nix irbt
Bleibt en Bäettler bis er stirbt.«
(Wer nichts verheiratet und nichts erbt, bleibt ein Bettler bis er stirbt.)
Dahinter steckt die Erfahrung, daß auch das Arbeiten unter den damaligen Umständen nicht viel einbringt, allenfalls nur dieses, daß man sich einheiratet oder daß man etwas erbt.

So bleibt es eben oft bei der Armut. Und von der sagt eine Redensart:

153 »D Armuet ischt au e Haderkatz.«
Das heißt, unter den Armen gibt es gerade oft Streit wie unter den streitsüchtigen Katzen.

Und bisweilen wird die Armut auch in einer launigen Strophe besungen:

154 »Wenn i an mei Elend denk
No knappet alle Tisch und Bänk
Und keiet doch it um.
Mei Elend geit en Wage voll,
I woiß it wi enen lade soll.«
(Wenn ich an mein Elend denke, dann knappen alle Tische und Bänke und fallen doch nicht um. Mein Elend gibt einen Wagen voll, Ich weiß nicht wie ich ihn laden soll.)
Humor und ein wenig Poesie gehen also gerade auch im Elend doch nicht ganz aus.

12. Vom Haben und Besitzen.

In diesen Zusammenhang gehören auch einige Redensarten, die dem Besitz und gegebenenfalls sogar dem Reichtum gelten. Z. B.:

155 »Pfaffeguet tuet näene guet.«
(Pfaffengut tut nirgends gut.)
Der Spruch warnt, man soll sich an der Kirche nicht bereichern.

Ein anderer drastischer Spruch weist auf die Erfahrung hin, daß das Geld immer dahin läuft, wo schon Geld ist. Dies wird so zum Ausdruck gebracht:

156 »Dr Deifel scheißt alleweil nā,
Wo scho dungt ischt.«
(Der Teufel scheißt immer dahin, wo schon gedüngt ist.)
An diesem Spruch ist sehr bemerkenswert, daß das Geld als »Teufelsdreck« angesehen wird. Dies dürfte auch die Spur einer sehr alten Überlieferung sein.

Oder eine Mahnung der Mutter an ihre Tochter:

157 »D Muettr hot emol gsait:
Laß dich nicht ausziehen,
bevor du schlafen gehst.«
Auch dieser Spruch ist annähernd in der Hochsprache überliefert. Er will sagen: Behalte deine Sachen beieinander bis du stirbst.

Ein sehr merkwürdiger Spruch, der in diesen Zusammenhang gehört ist auch:

158 »S Weibersterbe ischt ibers Fäese gerbe.«
Das Fäesengerben bezeichnet das Ausdreschen der Fäesen, d. h. der besten Frucht. Es bringt Gewinn ein. Aber das Weibersterben bringt – nach unserem Spruch – noch mehr Gewinn ein. Wenn einem Mann die Frau oder gegebenenfalls auch mehrere hintereinander wegsterben, dann bringt die neue immer wieder etwas ein. Und so wird der Mann reicher als durch das Fäesengerben. Ein Spruch von drastischem Realismus.

13. Vom Arbeiten.

Natürlich hat man dann auch einiges zu sagen über die Arbeit, die sinnvolle oder die wenig sinnvolle. Zum Beispiel:

159 »Descht e Arbet,
It gschecket und it gfarbet.«
(Das ist eine Arbeit, nicht gescheckt und nicht gefärbt.)
Der Spruch will sagen: An dieser Arbeit ist überhaupt nichts rechtes daran.

Auf die Frage:

160 »Was mached r do?« wird bisweilen schnippisch geantwortet:
»Was i mach?
E Schnalle āne Gausfiedle.«
(Was ich mache? Eine Schnalle an den Hintern einer Gans.)
Diese lustige Auskunft ist offenbar überhaupt keine Auskunft.

Wenn aber ein Mädchen sehr viel Arbeit hat, dann kann von ihr gesagt werden:

161 »Die hot z schaffe,
wia d Braut am Samschtig!«
(Die hat zu schaffen, wie die Braut am Samstag.)
Am Samstag vor ihrer Hochzeit hat die Braut natürlich außerordentlich viel zu tun. Und dies gibt das anschauliche Bild ab für die Fülle der Arbeit.

Umgekehrt wird die Tatsache, keine Arbeit zu haben, in dieser Welt als etwas besonders günstiges und gutes betrachtet. Darum kann gesagt werden:

162 »Der hots besser als en Fäldsiech,

und seller mueß no kläppere!«
Der Feldsiech ist offenbar die Vogelscheuche auf dem Feld. Sie braucht nichts zu tun als zu kläppern. Aber manche Leute haben noch weniger zu tun. Sie haben es – nach der Meinung unseres Spruches – also gut. Von der Not der Arbeitslosigkeit weiß man in dieser Welt also noch lange nichts, wohl aber von der Mühsal der Arbeit.

Natürllich wird die Arbeit der anderen oft auch kritisch betrachtet, zumal die Sprache dieser Sprüche ja immer wieder sehr scharfzüngig ist. Viele Arbeit wird als ganz überflüssig bezeichnet, z. B.:

163 »Do hoscht au im Dreck e Däsche gäebe.«
Eine Däsche ist offenbar eine Ohrfeige. Dem Dreck eine Ohrfeige zu geben ist etwas ganz und gar überflüssiges.

Das selbe sagt der Spruch:

164 »Desch isch grad so,
wie wemme en Bettelbue i t Hell wirft.«
In der hier herrschenden Vorstellung gibt es so viele Bettelbuben in der Hölle, daß es ganz überflüssig ist, noch einen dazuzuwerfen.

Oder mann kann sagen:

165 »Der schafft grad wie de Käafer im Dreck.«
Das will sagen: Der strampelt sich vergebens ab, wie man es manchmal bei Käfern beobachtet.

Oder wenn jemand etwas unordentlich aufgehängt hat, dann kann man sagen:

166 »Dees hanget ez au do
wia de Schelm am Galge.«
Immer wieder ist der Schelm, und zwar am Galgen, negatives Vorbild.

Und wenn man einen neuen Knecht zum Arbeiten anstellt und es ist nichts mit ihm los, und vielleicht ist er sogar unehrlich, dann kann man sagen:

167 »Do homr au en Diebe fir en Schelme tauscht!«
(Da haben wir auch einen Dieb für einen Schelm getauscht.)
Der Neue ist also so schlecht und fragwürdig wie der alte war.

14. Glück muß man haben.

Aber einige Sprüche, allerdings nicht viele, sprechen auch vom Glück der anderen Leute. So die Redensart:

168 »Dem isch au e Greib ufs Kraut gfalle!«
Eine Greibe oder Griebe ist ein Bröcklein Speck. Wenn es aufs Kraut gefallen ist, hat man Glück gehabt.

Noch drastischer sagt dies der folgende Spruch:

169 »Die hond denn Glick!
Däane kelberet de Holzschlegel uf de Laube!«
De Holzschlegel auf der Laube ist ein ziemlich verachtetes Ding. Wenn der sogar kälberet, d. h. Kälber auf die Welt bringt, dann bringt alles etwas nützliches und erfreuliches auf die Welt.

15. Vom Mißgeschick.

Viel häufiger sind aber die Sprüche vom Mißgeschick der Menschen. Ein gewisser Pessimismus läßt sich in unseren Redensarten erkennen. Einem Menschen, der meinte, er richte wunder was aus und der doch nichts ausgerichtet hat, kann man sagen:

170 »Hosch gmoit, s wachs dr e Birk uf dr Naas,
De Dolde knapp dr!«

(Hast gemeint, es wachse dir eine Birke auf der Nase, der Gipel knappe dir.)
Das groteske und das realistische Bild von der Birke, die auf der Nase wächst und einen schwankenden Gipfel hat, zeigt den Traum oder das Meinen an, an dem nichts dran ist.

Einem Menschen, der von seinem kommenden Glück träumt, gilt der Spruch:

171 »I glaub s trommt dr,
wie de Henne vom Hanfsome!«
Man denkt, den Hühnern träumt es vom Hanfsamen, den sie gerne fressen. Aber deswegen haben sie ihn noch lange nicht. Und so verhalten sich oft auch die Menschen.

Und in ähnlichem Zusammenhang sagt ein anderer Spruch:

172 »Jo, moinscht, do mues me nu sage Häfele
No macht de Hund e Deckele.«
Hier vermischt sich das Bild vom Hafen und dem Deckel mit dem anderen Bild von dem, was der Hund macht. Aber das bloße Sagen nützt nichts und bewirkt keinen Zauber.

Allerdings das endlos lange Arbeiten nützt oft auch nichts. Darum kann man sagen:

173 »Ihr machet so lang,
bis Kue en Batze gilt!«
Das soll sagen, dieses lange Arbeiten führt zu gar nichts, oder höchstens dazu, daß die Kuh auch nichts mehr wert ist.

Aber manche Menschen gelten auch als unwert. Von ihnen kann man sagen:

174 »Do isch me so wärt
Wie d Gaus uf em Some!«
Die Gans jagt man fort, wenn sie auf dem Samen ist und ihn frißt. So jagt man manche Menschen fort.

Man kann sich freilich gegen das Mißgeschick durch Achtgeben hüten. Aber es nützt auch nicht immer. Darum sagt ein Spruch:

175 »Dr Acht-Gäeber ischt au d Stäege nā keit.«
(Der Achtgeber ist auch die Stiege hinuntergefallen.)
Das Mißgeschick lauert also überall.

Manchmal besteht es darin, daß man um ein Gut kommt und weiß nicht wie. Dies wird etwa so ausgedrückt:

176 »Do bine drum kumme
wie de Galle um de Händsche.«
Der Spruch bezieht sich offenbar auf eine Geschichte von einem Mann namens Gallus, der seine Handschuhe verloren hat. Und so, so sagt dieser Spruch, bin ich um meine Sachen gekommen.

Sehr pessimistisch klingt auch folgender Spruch:

177 »Dr Schenker isch gschtorbe,
Dr Henker läbt noch.«
Der, von dem man etwas erhoffen darf, ist weggegangen. Der, vor dem man sich fürchten muß, ist immer noch da.

Freilich, so sagt ein anderer Spruch, soll man sich im Mißgeschick wehren. Es ist nicht gleich was man macht.

178 »Wenns gleich wär,
tät me Dreck as Kraut.«
(Wenn es gleich wäre, würde man Dreck ans Kraut tun.)
Das soll sagen, wenn es nicht darauf ankäme, was man ans Kraut tut, könnte man statt dem Speck auch Dreck dran tun. Aber es ist eben nicht gleich.

Eine andere Gruppe von Sprüchen sagt aber im Gegensatz dazu, es sei doch in vielen Fällen nichts mehr zu machen. Zum Beispiel:

179 »Do scheiß nā und schleif!«
Das Schleifen bezieht sich nicht auf das Schleifen von Messern, vielmehr auf das Schlud-

dern der Knaben auf dem Eis im Winter. Der Spruch will also sagen: Da kannst du überhaupt nichts mehr machen.

Andere Sprüche neigen eher dazu, über die Ärgerlichkeiten einfach hinwegzugehen. So etwa:

180 »A wa, wäege dem soicht d Sau doch links!«
Die Welt geht doch ihren Lauf.

Oder noch plastischer:

181 »A wa, morge lauft wieder e andere Kue d Stadt nab
und hot en dreckede Schwanz!«
(Ach was, morgen läuft wieder eine andere Kuh die Stadt hinunter und hat einen dreckigen Schwanz.)
Auch dieser Spruch sagt, man solle eine ärgerliche Sache doch nicht zu tragisch nehmen.

Allerdings soll man sich wehren solange es geht. So etwa, wenn es heißt:

182 »Sie wehret halt au im nächste Tod.«
Man kümmert sich um das Nächste und läßt das weitere sein.

Aber schließlich bleibt doch die Skepsis, wie es gehen mag. So wenn es heißt:

183 »Jez ischs gange –
hot de Bettscheißer gsait.«
Es ist also wohl gegangen, aber wie?

Und es bleibt am Ende das Mißtrauen:

184 »Dr Deifel trau de Zwetschge!«
D. h., der Sache ist überhaupt nicht zu trauen.

16. Von den Tages- und Jahreszeiten.

Eine größere Serie von Sprüchen und Gebräuchen befassen sich natürlich mit den Tages- und Jahreszeiten, die wiederum in sehr vielen Fällen im Hinblick auf die Witterung verstanden werden, die ja für das bäuerliche Leben, aber auch für das menschliche Leben im allgemeinen so wichtig ist.

Beginnen wir mit einer Redensart, die man gebraucht, wenn etwas passiert, was schon oft vorgekommen ist:

185 »Deescht a alte Muck!
Die hot scho s letscht Johr geiget!«
Es geht also – dem Spruche gemäß – doch immer wieder nach dem alten Gang.

So kommt auch immer wieder der Winter, auch wenn man ihn nicht besonders wünscht. Dies sagt der Spruch:

186 »S hot no koin Wolf en Winter gfräasse!«

Und auf den vergangenen Winter bezieht sich der Spruch:

187 »Wo isch des?
Wo isch sell?
Wo isch de fendrig Schnee?«
So kann man sagen wenn man etwas nicht mehr findet. Dies kommt ja oft vor. Aber den fendrigen Schnee, d. h. den vorjährigen Schnee, findet man ja auch nicht mehr. Man soll es also gut sein lassen.

Und dann etwas konkretere Wetter- und Zeitsprüche:

188 »Morge-Rege und Weiberweh
Sind um Neine näene meh.«
Der Morgen beginnt lange vor 9.00 Uhr und um 9.00 Uhr ist schon der halbe Vormittag vorbei. Und der Regen und das Weh, das hier Weiberweh genannt wird offenbar auch.

Es kann aber auch gesagt werden:

189 »Morgerot

Geit e naß neinebrot.«
Das 9.00-Uhr-Brot, die Zwischenmahlzeit am halben Vormittag, fällt leicht in den Regen dann, wenn der Morgen schon so sehr rot war.

Und ein anderer, sehr menschlicher Spruch vom Morgen, der eine Ergänzung eines hochdeutsch gebräuchlichen Sprichwortes darstellt:

190 »Morgenschtund hot Gold im Mund –
aber Blei im Asch!«
Die Faulheit steht der Aufforderung vom frühen Fleiß gegenüber.

Eine Warnung vor allzu früher Fröhlichkeit spricht der Spruch aus:

191 »Die Vegel, wo am morge scho singed,
sind am Obed verreckt.«

Die Reihe der Sprüche, die sich auf bestimmte Tage des Jahres beziehen, beginnen wir am besten mit einer kurzen Darstellung der Lostage.:

192 Für diese habe ich aus meiner Quelle zwar keinen eigentlichen Spruch gewinnen können, wohl aber die Darstellung des Sachverhalts. Die Lostage sind die Tage zwischen dem 26. Dezember und dem 6. Januar des folgenden Jahres. Man gibt an diesen 12 Tagen acht auf das Wetter an jedem einzelnen Tag, und daraus wird auf das Wetter in jedem der zwölf Monate des kommenden Jahres geschlossen. Das ganze Jahr bereitet sich sozusagen vor an diesen zwölf dunklen Tagen der Wintersonnwende.

Dies ist jene Grundform des Denkens und Empfindens der Natur und der Jahreszeiten, die schon in den ältesten schriftlichen Texten, die wir haben, nämlich aus dem alten Sumer aus dem 3. Jahrtausend vor Christus bekannt ist, und sich also mehr als 5000 Jahre erhalten hat.

Kommt man dann ein wenig weiter voran im Jahr, dann sagt ein Spruch:

193 »Wenn die Tage langen,
kommt erst der Winter gegangen.«
Die kälteste Zeit des Winters kommt bei uns in der Tat erst wenn die Tage schon wieder länger werden.

Ein wichtiger Tag, der sozusagen die Schlüssel der Zukunft verbirgt, ist der Lichtmeßtag, der 2. Februar. Von diesem Tag können wir hören:

194 »Lichtmeß
Spinne vergeß
Bei Tag z Nacht ess.«
Den Spruch muß man so verstehen, daß am Lichtmeßtag, dem 2. Februar das abendliche Spinnen im Zusammenhang der Hohstube aufzuhören pflegte. Und von diesem Tag an brauchte man zum z Nacht-Essen auch kein Licht mehr anzuzünden, vorausgesetzt natürlich, daß man, wie es üblich war, recht frühzeitig zu Abend aß.

Aber der Lichtmeßtag ist auch ein kritischer Tag. Darum heißt es auch:

195 »Wenn an Lichtmeß d Sunn de Pfarre am Altor verwischt, no mues de Fuchs no mol sechs Woche is Loch!«
Wenn die Sonne also an diesem kritischen Tag durch die Kirchenfenster auf den Pfarrer scheint, dann geht der Winter noch einmal sechs Wochen weiter und der Fuchs muß noch einmal ins Loch.

Die Zeit des ersten Frühjahrs ist auch sonst eine kritische Zeit. Manche sterben gerade in dieser Zeit. Darauf deutet der Spruch:

196 »Was der März it will
Des holt der April.«
Wer sterben muß in der kritischen Zeit des Frühjahrs, der kommt schon noch daran.

Aber vom März gibt es dann auch ein paar gute Wettersprüche, z. B.:

197 »Kunigund
Macht warm von und.«

Der Tag der hl. Kunigund ist am 3. März, da wird es von unten warm.

Oder:

198 »St. Gertraud ist die erste Gärtnerin!«

Es ist die Gertrud von Nivelle gemeint, deren Fest am 17. März gefeiert wird. Und für den Spruch ist wichtig der Gleichklang der ersten Laute, »Gertraud« und »Gärtnerin«.

Kommen wir dann gegen den Herbst. Die kühle Jahreszeit beginnt auf dem rauhen Heuberg früh. So hören wir:

199 »Bartolomä
Bringt e Grättle voll Schnee!«

Dies ist erstaunlich, weil der Bartholomäustag der 24. August ist. Aber Ende August kann es schon einmal sehr kalt sein und der Winter sich melden.

Zeitlich in die Nähe gehört der Spruch:

200 »Vrenele am Roi
Trait s Obedesse hoi.«
(Vrenele am Rain, tragt das Abendessen heim.)

Das Vrenele am Rain ist vermutlich die Verena von Zurzach in der benachbarten Schweiz, deren Fest am 1. September gefeiert wird. Dies ist die Zeit, in der man nicht mehr draußen zu Abend essen kann, sondern heimgehen muß.

Im Herbst gibt es auch Nebel. Für den Fall eines sehr nassen Nebels gibt es die Redensart:

201 »S hot bigoscht en Näabel,
daß dr Schäke tropfnet!«

Was wird wohl der »Schäke« sein der tropft? Vielleicht eine Kopfbedeckung?

Und man beginnt im Herbst die Stube zu heizen. Wenn einmal allzu sehr eingeheizt ist dann gibt es dafür die Redensart:

202 »Do hinne isch e Hitz,
das es wodlet!«

Es »wodlet« oder es wedelt deutet offenbar auf die eigentümliche Bewegung der Luft in einem überheizten Raum.

Der Herbst ist aber auch die Zeit, in der man sich auf die Kirchweih freut. Die Vorfreude zieht sich zwar hin, aber das Fest kommt doch. Dies sagt der Spruch:

203 »Wemme lang vo dr Kirbe schwätzt
kummt se.«

Weiter ist auch ein lustiger Nikolausspruch der Kinder überliefert für das Kinderfest am 6. Dezember. Die Kinder rufen dem Nikolaus:

204 »Santiklaus, Butterfiedle,
Loß mr au en Epfel liege!«
(Sankt Nikolaus, Butterfiedle, laß mir auch einen Apfel liegen.)

Und schließlich noch ein sehr kennzeichnender Spruch, der sich auf den Bündelestag bezieht, den Tag nämlich, an dem die Gesellen das Bündel packen und die Stelle zu wechseln pflegen. Dies ist der 28. Dezember, der Tag der unschuldigen Kinder. Da legt man dem Gesellen, der die Stelle wechselt, den Spruch in den Mund:

205 »Heit ischt mai Bindelestag,
Morge mai Zeit.
Heit leck i im Bauer im Asch
und morge seim Weib.«

Der derbe Humor dieses Spruches wirft ein Licht auf die damaligen Verhältnisse zwischen den jungen Gesellen und dem Bauern und der Bäuerin. Er ist voll Spott, aber auch voll gütigem Humor.

Und nennen wir zum Schluß dieser Reihe noch einen lustigen Regenspruch. Er lautet:

206 »S rengelet,

S dengelet.
Bauere fiehred Mischt.
Se hocked uf de Wage nuf
Und schreied Hot und Wischt.«

So geht es wenn es regnet. Sprachlich bezeichnend ist, daß man hier auch aus einem Zeitwort wie »regen« eine Verkleinerungsform bilden kann, »es rengelet.« Es regnet also nur ein bißchen. Und gleichzeitig »dengelet« es, was sich vermutlich auf das »Dengeln«, d. h. auf das Scharfhämmern der Sensen bezieht. Da sitzen die Bauern auf den Wagen und rufen »hot« und »wischt«, d. h. sie lenken den Wagen.

17. Von den Tieren.

Wir führen hier noch einige Sprüche an, die sich auf die bekannten Tiere beziehen, den Wolf, das Roß, die Hühner, die Mäuse, die Katzen.

Von einer übermäßig großen Laube wird gesagt:

207 »Die Laube isch so groß,
Me kennt e Roß tod reite!«

Vom Wolf wird z. B. gesagt:

208 »De Wolf frißt au die zoichnete Schof.«

Die Schafe, denen man ein Zeichen ins Fell brennt als Zeichen, daß sie den Bauern gehören, sind auch nicht geschützt vor dem Wolf.

Von den Hennen sagt ein Spruch:

209 »Vum Weize
Leget se ugheiße.«

Der hübsche gereimte Spruch ist eine Regel wie man die Hennen füttern soll, damit sie legen.

Von der Maus sagt ein Spruch:

210 »D Maus sait:
Wenn de it frischt was i beiß
No friß was i scheiß!«

Dieser Spruch deutet darauf hin, wie häufig Mäuse in den alten Wohnungen waren und wie man es also immer beim Essen oder bei was es war mit den Mäusen oder ihren Spuren zu tun hat.

Bei den Katzen gibt es solche, die im kalten Herbst geboren waren, die Herbstkatzen. Sie werden mit manchen Menschen verglichen in dem Spruch:

211 »Ihr gond dr Wirme nach wie d Herbstkatze,
Selle hocket alleweil im Ofeloch.«

Die Katze und die Menschen einer bestimmten Art suchen immer die Wärme.

18. Schicksal und Glaube.

Bringen wir noch ein paar Redensarten, die die Ergebung in das Geschick oder den Glauben an Gott betreffen.

Schicksalsergebenheit bringt der Spruch zum Ausdruck:

212 »Me mueß se halt drei schicke
Wie d Sau in Sack.«

Die Sau, die der Bauer in den Sack stopft, gibt das Bild für den Menschen, der sein Schicksal übernehmen muß.

Christlicher schon klingt der Spruch:

213 »Helfes Gott alle,
No kumme mr alle a ui Balle.«

(Helf uns Gott allen, dann kommen wir alle an eine Balle.)
An dem Spruch ist interessant, daß der jenseitige Ort als Balle, d. h. als Kugelsphäre vorgestellt ist, wie man dies auf älteren Bildern oft dargestellt findet.

Ein recht zweideutiger Spruch ist der folgende. Eine Frau pflegte von dem Verstorbenen zu sagen, dem sie nicht traute:

214 »Trescht en Gott
Oder trescht en, wer en hot!«

In diesem Spruch wird auf den Bösen hingewiesen, der aber kennzeichnenderweise nicht genannt wird.

Ein anderer Spruch, der in hochdeutsch überliefert ist sagt:

215 »Der Mensch, der denkt sich vieles aus.
Unser Herrgott gukt zum Fenster naus
Und sagt: O Narr, aus allem wird nix draus.«

Schließlich wollen wir noch den auch sonst verbreiteten Abendspruch in der Meßkircher Fassung unserer Quelle wiedergeben:

216 »Z Obed wenn mr niedergond,
Vierzeh Engel um es stond,
Zwoi a de Hoppnet,
Zwoi a de Fueßnet,
Zwoi a de grechte Seite
Zwoi a de linke Seite,
Zwoi wo es decked,
Zwoi wo es wecked
Zwoi, wo es is Himmelreich fiehred.
Amen.«

Die »Hoppnet« und die »Fueßnet« in diesem schönen Spruch bezeichnen den Kopfteil und den Fußteil des Bettes. Es sind zwei Worte die kennzeichnend sind für die plastische Art wie hier mit den Worten umgegangen wird.

Zwei weitere Sprüche zeigen, daß es in Meßkirch in der Entstehungszeit dieser Redensarten viel Skepsis und viel Unglauben gab.

Ein skeptischer Spruch sagt:

217 »De Glaube macht sälig
Und de Dod macht stärrig.«

Dies bedeutet: Man weiß gar nichts sicher als dies, daß der Tod steif macht.

Oder von einem Menschen der so tut, als glaube er, aber in Wirklichkeit nichts glaubt, kann man sagen:

218 »Der glaubt au,
daß siebe Pfund Rindfleisch e guete Suppe geit!«

Er glaubt nur, was er unmittelbar wahrnehmen und schmecken kann und sonst nichts.

Schließlich der Spruch mit dem Häher, dem Kägisch: Unsere Gewährsfrau sagte bisweilen: D Muetr hot emol gsait:

219 »Kägisch rätsch
Wa de witt,
I glaub dr it,
I glaub an Gott de Vatter.«

(Kägisch rätsch, was du willst, ich glaub dir nicht, ich glaub an Gott den Vater.)
Der Kägisch, d. h. der Häher rätscht und schreit und dies bedeutet nach der Überlieferung Unglück. Unser Vers wehrt sich aber gegen diese altüberlieferte Bedeutung mit der Berufung auf Gott-Vater. Darum ist er sehr kennzeichnend für die Auseinandersetzung des alten Volksglaubens mit dem christlichen Glauben.

Eine andere Äußerung der Mutter gehört in die Auseinandersetzung des volkstüm-

lichen Glaubens mit der aufkommenden neueren Zeit:

220 »D Mueter hot allemol gsait:
Zum Kaffee mueß me it bete,
däe mueß me jo kaufe!«

Alle anderen Dinge im ländlichen Kleinbetrieb die man brauchte waren Gaben Gottes und so des Gebetes würdig. Nur eben der Kaffee nicht. Und so riet die Mutter, zum Kaffee nicht zu beten. Die neue Wirtschaftsordnung und damit die neue Zeit bringt die Säkularisierung mit sich. Das kommt in diesem ganz schlichten Spruch spontan zum Ausdruck.

Und schließlich ein Spruch der Ergebenheit in den Willen und damit in das Genügen Gottes:

221 »S wird so gau
Bis Gott e Gniege hot.«

Es wird also so weitergehen, aber nicht endlos. Es wird Gott einmal ein Genügen haben und Schluß machen.

19. Archaisches.

Eine Reihe von Sprüchen beziehen sich auf den Volksglauben in seiner vor- oder außerchristlichen Form. Siehe dazu die Einleitung.

222 »So kann ganz allgemein gesagt werden:
»S hot mr dezua detterlet
wie im Oierma!«

Der Spruch ist sprachlich deswegen merkwürdig, weil hier aus dem Wort für den Eidotter ein Zeitwort gemacht wurde, »detterle«. Detterle bezeichnet hier eine schwankende Bewegung im Inneren. Der Eiermann hat natürlich viele Eier. Aber wenn es einen Menschen im Inneren »detterlet«, dann bedeutet das, es geht ihm etwas vor. Er spürt, daß etwas kommt, schon ehe es da ist.

223 Mit den christlichen Gebräuchen des Karsamstags, wie er einst gehalten wurde, verband sich eine Vorstellung, die in die alten Frühjahrsriten gehört, nämlich daß an diesem Tag alles Böse ausgetrieben werden kann. Der Spruch lautet:
»Jez leit me de heilige Faschte aus,
Schwobe und Uzifer gond aus em Haus.«

Am Karsamstag haben die Glocken wieder geläutet, nachdem sie in der Karwoche geschwiegen haben. Man hat die heilige Fastenzeit, die Frühjahrserneuerung der Kirche »ausgeläutet.« Dies war der Moment, wo man durch einen Spruch die Schwabenkäfer und das andere Ungeziefer aus dem Haus vertreiben konnte.

Andere Sprüche dieser Art beziehen sich auf Krankheiten und haben oft den Charakter des Analogiezaubers.

Um eine Warze zu vertreiben, muß man aufpassen, bis man bei der Messe am Sonntag zwei Menschen sieht, die während der Wandlung miteinander schwätzen. Dann muß man schnell an die Warze greifen und sagen:

224 »Was i sieh, des ischt e Sind.
Was i greif, des verschwindt.«

So oder ähnlich sollen tatsächlich Warzen zum Verschwinden gekommen sein.

Eine andere Art von Analogie-Heilungszauber hat unsere Gewährsfrau ebenfalls erzählt. Sie berichtete davon:

225 Der Vater habe einmal, als einer seiner Söhne krank war, folgendes gemacht: Er habe aus dem Urin des kranken Knaben und etwas Mehl einen festen Teig gemacht, daraus kleine Kügelchen gedreht und er sei dann mit diesen Kügelchen morgens vor Sonnenaufgang in den Wald gegangen. Dabei war es wichtig, daß er »unbeschrauen« blieb, d. h. daß ihn

niemand unterwegs grüßte oder sonst anredete. Dann legte er die Kügelchen in einen Ameisenhaufen. Wenn die Ameisen sie gefressen hatten wich die Krankheit.

Oder ein Spruch zum Vertreiben der »Überröte«, einer Hautkrankheit:

226 »Iberrete stolz,
Gang ibers Abholz – hh (geblasen)
Gang ober Staude und Steck – hh
Daß dir dei Floisch nit verreck – hh
Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes, Amen.«

Dieser Spruch treibt mit Blasen und mit bestimmten Worten und mit einer heiligen Formel die Überröte von dem Kranken in den abgelegenen Wald, in die Stauden und die Stöcke, wo sie nichts mehr schaden kann. Sie wird verstanden wie ein Geist, den man in eine unschädliche Gegend vertreiben kann.

Ähnliche Sprüche oder Gebräuche gibt es von der Wäsche. Diese mußte ja zum Trocknen draußen auf einem Seil aufgehängt werden. Dabei war es wichtig, daß man gutes Wetter hatte. Und man sagte:

227 »Wemmer bei dr Wesch alleweil guet Wetter hot, no hot mr en treie Breitigam.«

Man sagte auch, man dürfe in den Lostagen zwischen Weihnachten und Dreikönig keine Wäsche aufhängen, denn sonst sterbe jemand im kommenden Jahr. Hier erinnert die Wäsche an das Totenlinnen und die Lostage sind ohnehin Tage der Vorzeichen für das, was im kommenden Jahr passiert.

Gelegentlich werden auch merkwürdige Schwurformeln vorgebracht. Etwa:

228 »Sie hots glaignet
bis uf de neunte Kaiser!«

Die Namen der Kaiser wurden offenbar zu Schwurformeln benützt, in diesem Fall, um die Wahrheit einer Lüge zu bestätigen. Und der neunte Kaiser ist eine Steigerung dieser beschwörenden Bedeutung der Nennung des Kaisers.

Eine andere, vermutlich abergläubische, Schwurformel lautet:

229 »I de drei hegschte Näme
Fuchs, Haas und Oicher.«

Der Oicher ist offenbar das Eichhorn. Hier ist die christliche Dreifaltigkeitsformel offenbar abergläubisch umgebildet worden, zum Zwecke, magisch etwas zu bewirken.

Schließen wir diese merkwürdige Reihe von Redensarten mit einem ermunternden Spruch:

230 »Mr wend emol sehne,
S springt alle Tag en Roif.«

Alle Tage gewährt sich eine neue Möglichkeit. Bei allem Pessimismus dieser Sprüche darf man doch hoffen.

III. Schlußbemerkung

Dies ist die Serie der aufgezeichneten Sprüche aus unserer Quelle. Man wird sie mit Vergnügen lesen und sich an ihrer derben Originalität erfreuen und an dem Reichtum der treffenden, knappen, kauzigen Vergleiche.

Man sollte sie aber auch besinnlich lesen. Man sollte darauf achten, wie illusionslos und doch mit grimmigem Humor hier das Leben erscheint und wie versucht wird, ein schweres und doch geliebtes Leben tapfer zu bewältigen. Dies ist eine eigentümliche Art von poetisch sich ausdrückender Lebensphilosophie, mit der man nicht gleich fertig wird, vorausgesetzt, daß man einmal ernstlich angefangen hat sich mit ihr einzulassen.